Aus
meinen Wandertagen.

Von

Josef Rank.

Wien und Leipzig.

Druck und Verlag der typogr.-liter.-artist. Anstalt

(L. C. Zamarski & C. Dittmarsch).

1864.

Uhland heimgegangen.

Wann im letzten Abendstrahl
Gold'ne Wolkenberge steigen
Und wie Alpen sich erzeigen,
Frag' ich oft mit Thränen:
Liegt wohl zwischen jenen
Mein ersehntes Ruhethal?

Ja, Meister, ja. Deine jugendlich schwellende Seele stellte einst diese Frage, Deinem ehrwürdigen, von Bürgertugend, Weisheit und Poesie verklärten Alter ist die Antwort geworden: dort oben liegt Dein ersehntes Ruhethal, Du bist eingezogen in dasselbe, obwohl zu früh für Alle, welche den Werth Deines Herzens, Deines Charakters, Deines Genies und Deiner Wissenschaft kennen und verehren; und zu frühe, glauben wir auch, ist Dir der Engel des Todes erschienen, um Dir die Freuden Deines Ruhethals zu zeigen, denn was Du in der vollen Kraft des Mannes bescheidentlich sangest:

Will mich selbst die dumpfe Gruft,
Nun wohlan, sie mag mich raffen!
Dünkt mir gleich in frischer Luft
Hätt' ich Manches noch zu schaffen —

das gilt auch von den Tagen Deines Alters noch. Rastlos, wenn auch ohne Geräusch, bist Du noch täglich in den Schacht tiefer Forschung niedergestiegen, um verborgene Schätze unserer Literatur und Cultur an's Tageslicht zu fördern; oder Du wandertest im Mondenglanz der Sehnsucht durch „altdeutsche Wälder," um goldene Früchte des Volksgesanges und der Säge dem Dunkel der Vergessenheit zu entraffen. Ich war Zeuge Deiner stillen und rastlosen Arbeit; Du selbst hast mich ja so manches Mal zum Nachbar Deiner Studienzelle gemacht; ich weiß es, wie Du lebtest, wie Du, makellos als Mensch und rüstig als Arbeiter des Geistes, täglich herniederstiegst in die Zelle Deines stillen Wirkens, um sie nur gezwungen durch die Ansprüche des Lebens kurze Zeit wieder zu verlassen. Das hehre Gegenbild des Faust, hast Du innerhalb Deines Dichtens und Forschens jenes Genüge gefunden, welches die Brust des ganzen Mannes erfüllen soll. Ja, Meister, ja; Du hättest noch Manches im Lichte dieser Welt zu schaffen gehabt; nicht blos die Wissenschaft und die Poesie bedürften noch Deiner, eine That des Segens wäre es auch, wenn Du Deinen Lieben Dich lange noch gezeigt, Deinen Freunden noch lange erhalten, den Patrioten auch leiblich noch lange vor Augen geblieben, denn Allen warst Du ein Muster und Trost, eine Freude und Erbauung — Du: zu allen Zeiten eine feste Säule, wenn der Boden

des Rechtes und der Treue überall wankte! . . . . Eines Morgens — in voller Blüte standen Leib und Seele Dir noch — erwachtest Du aus einem schweren Traume; wunderbar hatte es Dich in der Nacht ergriffen, die Glieder schienen bereits in Todes Macht, im Herzen fühltest Du letztes Leben, ungewohntes Zagen befiel Deinen Geist; erlöschend jetzt, dann wieder angefacht, schien er ein Flämmchen, das die Winde jagen — da erwachest Du und es ist schöner, heller Morgen — und Du fragst betroffen:

Wie? hielten schwere Träume mich befangen?
Die Lerche singt, der rothe Morgen glüht,
In's rege Leben treibt mich neu Verlangen.

Wie? oder ging vorbei der Todesengel?
Die Blumen, die am Abend frisch geblüht,
Sie hängen, hingewelket, dort am Stengel.

O Mann! O väterlicher Freund! Was hast Du uns gethan. Welkten einst die Blumen, die am Abend frisch geblüht, weil der dunkle Engel nur an Dir vorbeigegangen — was soll die Folge sein, da Du diesem Engel nun gefolgt, uns ganz verlassen hast? Die Blumen der Liebe, der Freundschaft, der Verehrung von Tausenden nah und ferne, sollen sie nicht trauernd ihre Häupter senken und zu welken drohen? Die Gefahr ist groß, doch Du hast gesorgt, daß sie erhalten bleiben und im Lichte der Erinnerung, wenn das erste Weh gestillt ist, sich erholen und unverwelk=

lich weiterblühen. Denn „ein Stück von Dir," viel Liebes und Hohes Deines herrlichen Gemüths ist, in goldene Formen der Dichtung gefaßt, uns zurückgeblieben und so lange edle Herzen im Vaterlande schlagen, wirst Du lebend unter uns sein, ein Tröster, Freund und Meister! Ja auch dann noch, wenn wir Alle, die Dich kannten, längst dahin sein werden, wird sich Das an Dir bewähren, was Du prophetisch von „Des Dichters Wiederkehr" gesagt:

Wohl Monden, Jahre sind verschwunden,
Cypressen wuchsen um sein Grab;
Die seinen Tod so herb empfunden,
Sie sanken alle selbst hinab.

Doch, wie der Frühling wiederkehret
Mit frischer Kraft und Regsamkeit,
So wandelt jetzt, verjüngt, verkläret,
Der Sänger in der neuen Zeit.

Er ist den Lebenden vereinet,
Vom Hauch des Grabes keine Spur;
Die Vorwelt, die ihn todt gemeinet,
Lebt selbst in seinem Liebe nur.

Erinnerungen an Ludwig Uhland.

I.

Zur Verständigung. — Eine Spieluhr, die zu einer wichtigen Begegnung führt. — Nicolaus Lenau als Dichterbote zwischen Oesterreich und Schwaben. — Uhland in mythischer Ferne und menschlicher Nähe — Parodie auf „der Wirthin Töchterlein."

Schwerlich würde ich es wagen, in einem Augenblicke, wo noch kaum die Erde die irdischen Reste eines so seltenen Mannes deckt, über dessen Leben schon einige Gedenkblätter zu veröffentlichen, wenn nicht gerade in Bezug auf die Persönlichkeit Uhland's gewisse Vorurtheile und Mißverständnisse sich traditionell fortgepflanzt und hinter dem Weh der Nation bis an das frische Grab des Verewigten herangedrängt hätten, um das lautere Angedenken an denselben zu trüben und gewisse Eigenheiten, die dem edlen Menschen und Dichter von Natur anhingen oder durch langjährige Zurückgezogenheit eigen wurden, zu vergrößern, irrthümlich auszulegen oder auf Kosten der geistigen Bedeutung des Mannes geltend zu machen. Ich bin der Ueberzeugung, daß die meisten und wichtigsten Vorurtheile

über Uhland's Persönlichkeit von kurzen Begegnungen herrühren oder in Situationen entstanden sind, welche den sonst so tapfern und klaren Mann befangen machten und die Bedeutung wie den wahren Charakter desselben zu keiner äußern Repräsentation gelangen ließen. Ueber Uhland, den Dichter, kann Jeder sein fertiges Urtheil fällen, denn in seinen Werken ist der ganze Poet zu finden; über Uhland, den politischen Charakter, kann Jeder zu Gerichte sitzen, denn im Laufe seiner politischen Wirksamkeit hat Uhland eine hinlängliche Zahl von Charakterzügen aufgestellt, die zu einem politischen Charakterkopfe hinreichend sind; über Uhland, den Privatmann, den Menschen, aber kann nur Derjenige mehr oder weniger richtig urtheilen, welcher lange Jahre oder wenigstens wiederholt und längere Zeit mit ihm in näherer, ich möchte sagen, harmloser Beziehung stand und lebte. Zu den Letzteren zu gehören, hatte ich das nicht gewöhnliche Glück und bevor die Jugendfreunde und eigentlichen Lebensgefährten des Verewigten ihre erschöpfenden Mittheilungen bringen, seien die folgenden Blätter als bescheidene Vorläufer Denjenigen zugedacht, welche auch kleinere Züge und Erlebnisse nicht unbeachtet lassen, wenn sie das wahre Bild eines bedeutenden Mannes andeuten oder ergänzen helfen...

Daß meine erste persönliche Beziehung zu Uhland ein-

geleitet wurde, daran war die Spieluhr eines Wiener Kaffeehauses Schuld.

Es war im Frühjahre 1843, Nicolaus Lenau rüstete eben wieder zu einer Reise nach Schwaben, als ich eines Tages bei „Geringer" auf dem Bauernmarkte vorüberging und im gleichnamigen Kaffeehause eine Spieluhr hörte, die aus Mozart's „Don Juan" die Stelle spielte:

Reich' mir die Hand, mein Leben,
Komm' in mein Schloß zu mir;
Es hilft kein Widerstreben,
Zwei Schritt' nur ist's von hier!

„Warum denn nicht?" dachte ich und trat in das Kaffeehaus, um die weiteren Leistungen jenes in einer Art Alkoven stehenden Spielschrankes anzuhören und dabei mein „Abendfrühstück" (wie Kinder ausnahmsweise die Jause nennen) einzunehmen.

Ich betrat im Kaffeehause „Geringer" keine unbekannten Räume; „Morgenjause" und „Abendfrühstück" wurden dort öfter eingenommen in Gesellschaft von Freunden und Bekannten und auch heute war es mir vergönnt, zwischen einer Mozart'schen Melodie und Freundesansprache meinen Abendkaffee zu nehmen.

Während sich also die Situation recht behaglich und munter anließ, ging draußen — ich seh' sie noch wie heute — eine kurze, stämmige Gestalt in grauem Mantel vor-

über und verschwand unseren Blicken eben so schnell als sie erschienen war.

„Lenau!" riefen zwei bis drei Stimmen neben mir fast zu gleicher Zeit.

Lenau war es wirklich.

Lenau stand damals im Zenith seines Ruhmes. Abgesehen von der Tiefsinnigkeit seiner poetischen Ideen und der meisterhaften Reinheit seiner Verse, wirkten Lenau's Dichtungen damals um so mächtiger, als ihm die ganze weltschmerzliche Zeitstimmung, vorwiegend bei der poetisirenden Jugend, die Wege in die Herzen bereitete. „Um ein gutes Gedicht hervorzubringen, müsse man sein Herz an das Kreuz schlagen" — diesen Lenau'schen Satz stellte mancher junge Poet, dem sonst das Leben auch noch mit keinem Stirnrunzeln weh gethan, als obersten Grundsatz auf, sobald er sich an den Schreibtisch setzte. Lenau hat später freilich erschütternd genug gezeigt, wie sehr es ihm mit seiner Poesie des Schmerzes Ernst gewesen; gleichsam um den Glauben an die Wahrheit seines tiefen Weh's dem Vaterlande zurückzulassen, stürzte er, wie Curtius, in den finstern Abgrund seiner namenlosen Qual.

Lenau konnte also damals nicht an unseren Blicken vorübereilen, ohne sofort ein Gegenstand unserer lebhaften Debatte zu werden. Wenn ich nicht irre, war es Moritz Hartmann, welcher den Tag zuvor ein neues, noch unge-

drucktes Gedicht von Lenau hatte vortragen hören; er kam jetzt auf das für den jungen Poeten außerordentliche Ereigniß mit großer Wärme zu sprechen und wußte des feinen Inhalts und der meisterhaften Form des neuen Lenau'schen Gedichtes nicht genug zu rühmen.

Eben da wir noch gespannte Zuhörer dieser Mittheilung waren, erschien ein neuer Genosse unseres anregenden Kaffeehauscirkels, welcher mir die Nachricht brachte, daß Lenau neben den lyrischen Gaben, die er jährlich als Neuigkeiten seinen schwäbischen Freunden aus Oesterreich mitzubringen pflege, diesmal auch mein eben erschienenes Büchlein „Aus dem Böhmerwalde" mitzunehmen wünsche, da sich namentlich Uhland und Gustav Schwab für deutsche Volkssitte und Sage lebhaft interessirten. Mir war die Nachricht eben so überraschend als erfreulich, aber in der Stille des Herzens erschrak ich auch bei dem Gedanken, daß Uhland mit dem Erstlingswerke eines schüchternen Anfängers belästigt werden sollte. Nichtsdestoweniger verließ ich, wie einem gemessenen Befehle folgend, das Kaffeehaus, um zwei Exemplare meines Buches noch im Laufe des Abends nach der Wohnung Lenau's zu tragen, da dieser bereits am nächsten Morgen die Reise nach Schwaben antreten sollte.

Mit Herzklopfen hatte ich meine Exemplare die vier Treppen zu Lenau's Wohnung hinaufgetragen, mit Herz-

klopfen ging ich jetzt, ohne Lenau selbst gesprochen zu haben, die Treppen wieder herunter und ich entsinne mich des Momentes noch sehr wohl, wie ich zum Burgthor hinaus in's Freie eilend, tief beklommen der Mittheilungen gedachte, welche ich kurz zuvor über Uhland's äußeres Gebahren vernommen hatte. Uhland, hieß es, werde von Tag zu Tag in seinem Wesen schroffer und unzugänglicher; er ziehe sich in einer Weise von aller Berührung mit dem Leben zurück, daß selbst seine nächsten und besten Freunde zu verzweifeln beginnen; Uhland, hieß es weiter, habe mit dem Leben und Dichten abgeschlossen, auch von Politik scheine er nichts mehr wissen zu wollen — — kurz, man habe auf dem Gebiete der Dichtung wie der Politik und des Lebens in keiner Weise mehr auf Uhland zu rechnen; die einzige Richtung, die noch von dem Reste seines Lebens etwas zu erwarten habe, sei die Forschung auf dem Gebiete der deutschen Mythologie und Sprachwissenschaft. Unwillkürlich stand, indem ich dieser Schilderung gedachte, eine düstere, versteinerte, obwohl edle Gestalt vor meiner Seele, unnahbar durch den Ernst der Mienen, wie durch den starren, unempfindlichen Blick des Auges. Ich hatte das Gefühl, diesem Manne nie in meinem Leben nahe treten, ja ihm nie lebend begegnen zu können. Nur in mythischer Ferne, wie die längst dahingegangenen Größen unserer Literatur, dünkte mir Uhland's Gestalt noch dazu-

stehen, und von dieser unnahbaren, mythisch gewordenen Gestalt ein Zeichen des Lebens oder gar der Freundschaft zu erhalten, schien mir eine kindische Erwartung, eine Selbsttäuschung, auf welche nur bittere Enttäuschung folgen müsse. — —

Und doch — als Lenau diesmal aus Schwaben wiederkehrte, kam er für mich nicht mit leeren Händen zurück; er brachte mir von Schwab und Uhland freundliche Grüße mit, außerdem einige freundliche Worte über mein Buch und — was mir fast die meiste Freude machte — die Einladung, einmal, wenn mich die Gelegenheit nach Würtemberg in ihre Nähe führte, ja ihr gastlich offenes Haus nicht vorüberzugehen . . . „Schreibtafel her!“ hätte ich wie Hamlet rufen mögen — „Da steht's: sie haben dich eingeladen! Gustav Schwab hat dich eingeladen! Uhland hat dich geladen! . . .“ Aber die Freude war doch größer als die Möglichkeit schien, von dieser Einladung je oder doch so bald Gebrauch machen zu können . . . Ich erquickte mich also vorläufig an den freundlichen Grüßen der beiden schwäbischen Dichter und an der Hoffnung, irgend einmal auf irgend eine Weise irgend wie unerwartet die Freude eines persönlichen Begegnens mit denselben zu erleben . . . Und es bedurfte in der That eines ganz besonderen Ereignisses, eines eigentlich weltgeschichtlichen Erdbebens, welches Menschen und Verhältnisse gründlich durch-

einander rüttelte — des Jahres 1848 bedurfte es, um ein erstes Begegnen mit Ludwig Uhland wirklich zu ermöglichen . . .

Während einer Parlamentssitzung im September jenes Jahres war es, daß ich Ludwig Uhland zum ersten Male persönlich sah und mich dann ohne Umstände vorstellte. Erst betrachtete ich mir den Mann mit stiller Pietät aus der Ferne und gedachte der seltsamen Vorstellungen, die ich mir, abweichend von aller Wirklichkeit, von Uhland's Erscheinung gemacht hatte; von dem vielberufenen Ernste seines Kopfes und seiner ganzen Erscheinung fand ich wirklich ein gut Theil bestätigt; keine Miene veränderte sich an diesem greisen Haupte, dessen Scheitel bereits ganz kahl war; höchstens dann und wann ein flüchtiges Lächeln oder ein ernstes Hin- und Herwiegen der Stirne gewahrte man, wenn stürmische oder unerwartet heitere Zwischenfälle das Parlamentshaus um alle Würde und Fassung zu bringen drohten. Aber in dem männlich schön geformten Obertheil des Kopfes, in der tadellos geformten Wölbung der Stirne, die sich bei einiger Gemüthsbewegung ihres Trägers leicht röthete, war doch etwas ganz anderes zu lesen als bloße Kälte, unerquickliche Schroffheit, menschenscheuer, unnahbarer Ernst. Ich ging daher nach einer Weile getrost auf ihn zu, erinnerte ihn an Lenau's Botschaft vor fünf Jahren und äußerte nach Nennung meines Namens meine

Freude, mit ihm so unerwartet zusammenzutreffen. Uhland rückte etwas zurück, um mir neben sich Platz zu machen, gab mir freundlich die Hand und forderte mich auf eine Zeit lang neben ihm zu verweilen. Er sprach sogleich von Lenau, über dessen traurigen Zustand er wohl unterrichtet war, wollte aber von mir, da ich von Wien kam, das Allerneueste über Lenau erfahren. Ich theilte ihm mit, was mir bekannt war und sprach dann noch Manches über die laufenden Tagesereignisse, worauf wir uns vorläufig und in einfacher Weise wieder verabschiedeten.

Im Ganzen war ich nach den Vorstellungen, die ich mir von Uhland gemacht, mit diesem ersten Begegnen wohl zufrieden; allein es kam mir doch auch vor, als würde unsere persönliche Beziehung mit einigen Begegnungen wieder zu Ende sein. War ja auch der ganze Tumult jener Zeit, der weder Geist noch Gemüth zu höherer Weihe kommen ließ, zu derlei Beziehungen nicht wohl angethan. Erst als ich etwa vierzehn Tage nach diesem ersten Begegnen mit einigen Freunden nach Wilhelmsbad bei Frankfurt fuhr und im Park daselbst Uhland's Frau kennen lernte, erfuhr ich durch diese, wie freundlich sich ihr Mann über unser erstes Begegnen zu Hause ausgesprochen. Diese Mittheilung flößte mir schon mehr Zutrauen ein, vermochte aber doch nicht, daß ich mich Uhland öfter und zutraulicher näherte; erst nach einem heiteren Unterhaltungsabend, an

welchem Uhland durch seine ungewohnte Aufgereimtheit beinahe Aufsehen erregte und mit auffallender Liebenswürdigkeit mich immer wieder in seine Nähe zog, fing ich an, volles Zutrauen in Uhland's ungewöhnliche Neigung zu fassen und in seiner Nähe vollends harmlos und ungenirt zu werden. Nach den Erfahrungen, die ich später über Uhland's Wesen machte, war diese Art mit ihm zu verkehren die allein richtige und hat nicht wenig dazu beigetragen, mir seine Neigung und sein Vertrauen für die Dauer zu gewinnen.

Wie viel ich auf dieses Zutrauen hin zu wagen mir erlauben durfte, hatte ich bald Gelegenheit zu erfahren.

Eines Tages — der unglückliche kleindeutsche Erbkaiser war bereits gewählt — kam im Parlamente ein poetisches Product in Umlauf, welches je nach der klein- oder großdeutschen Richtung viele Heiterkeit und auch Verdruß verbreitete.

Das poetische Product hatte Carl Vogt, damals entschiedenen Großdeutschen, zum Verfasser und war mit Beibehaltung der Verse und der Melodie von Uhland's „der Wirthin Töchterlein" zu einem sogenannten „Parlamentslied" gestempelt. Nachdem es bereits in und außer dem Parlamente zahlreich verbreitet war, hatte doch Uhland selbst noch keine Ahnung von der eigentlichen Verunstaltung seiner herrlichen Ballade; und doch gab es Neugierige

genug, die nicht erwarten konnten, den Eindruck zu sehen, welchen der politische Humor der Parodie auf Uhland machen werde. Verschiedene Versuche wurden gemacht, um das neue „Parlamentslied" dem ernsten Meister in die Hände zu bringen, aber vergebens; endlich, da man gewahrt hatte, daß ich in jüngster Zeit oft mit Uhland vertraulich verkehrte, wurde ich als Bote zur Ueberbringung des Gedichtes auserſehen. Ich weigerte mich Anfangs entschieden, Uhland mit einer solchen Neuigkeit, die ihm bei aller Objectivität des Autorgefühles nicht wohl angenehm sein konnte, bekannt zu machen; allein der Gedanke, daß Uhland vielleicht auf eine viel unliebsamere Weise die parodistische Leistung kennen lernen würde, bewog mich schließlich doch, ihm dieselbe unter großer Spannung eines Dutzends von Beobachtern, darunter der üppige Parodiste selbst, zu überbringen.

Die Parodie, den todtgebornen kleindeutschen Kaiser betreffend, lautete wie folgt:

Das deutsche Kaiserlein.

(Frei nach Uhland's: „Der Wirthin Töchterlein.")

Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Bei Frau Germania kehrten sie ein.

„Frau Wirthin! hat sie gut Bier und Wein?
Wo hat sie ihr schiaches*) Kaiserlein?"

---

*) Dies Wort war die poetische Privatunthat eines Oesterreichers, der statt kleines — schiaches setzte.

„Mein Bier und Wein ist frisch und klar,
Das Kaiserlein liegt auf der Todtenbahr."

Und als sie kamen nach Frankfurt am Main,
Da lag es in einem schwarz-weißen Schrein.

Der Dahlmann, der schlug den Schleier zurück
Und schaute es an mit gläsernem Blick:

„Ach! lebtest du noch, du schiacher Freund!
Ich würde dich lieben so morgen wie heund!"

Der Beseler deckte den Schleier zu,
Und kehrte sich ab und weinte dazu:

„Ach, daß du liegst auf der Todtenbahr!
Ich hab' dich geliebet so manches Jahr."

Der Heinrich*) hub ihn wieder sogleich,
Und küßte ihn auf den Mund so bleich:

„Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut,
Und werde dich lieben in Ewigkeit!"

Uhland hatte das Gedicht mit großer Ruhe und ohne eine Miene zu verziehen, gelesen; schon glaubte ich, einige Worte des Tadels über die Kühnheit des Verfassers sagen zu sollen — als sich Uhland's Stirne sachte röthete und eine merkwürdige Heiterkeit um seinen Mund spielte; — plötzlich brach er in ein herzliches Lachen aus und blickte unverwandten Auges nach der Tribune, wo eben derselbe Beseler erschien und wie bestellt, in näselndem fast weiner-

*) Gagern.

lichem Tone über das preußische Erbkaiserthum zu sprechen begann.

Uhland blickte noch einmal nach der Stelle:

Der Beseler deckte den Schleier zu
Und kehrte sich ab und weinte dazu:

„Ach! daß Du liegst auf der Todtenbahr!
Ich hab' dich geliebet so manches Jahr!“

Dann sagte er lächelnd: „Ist's erlaubt, die Abschrift zu behalten?“ Natürlich wurde das gerne gestattet und die Vorstellung hatte ein Ende.

II.

Uhland im deutschen Parlamente. — Sein beliebter Stammbuchvers. — Erster Besuch in Uhland's Hause. — Uhland und ein frisches Grab. — Zur freundlichen Erinnerung.

Uhland's Wirksamkeit im Parlamente ist bekannt. Er hat nur einmal eine längere Rede in der Paulskirche gehalten, aus welcher zwei Kernstellen sofort die populäre Runde durch Deutschland machten. Die eine dieser Stellen bezog sich auf die hohe Mission der deutschen Fürsten und lautete dahin, daß jeder derselben, um seine Aufgabe ganz und wahrhaft erfüllen zu können, mit einem Tropfen demo-

kratischen Oeles gesalbt sein müsse; die zweite Stelle betraf insbesondere uns Oesterreicher, die man damals unhöflich genug aus Deutschland hinausgothaisiren wollte, sie lautete dahin, daß der Redner immer, wenn er die Stimme eines Oesterreichers höre, das Rauschen des adriatischen Meeres zu vernehmen meine; er wollte ein ganzes Deutschland. Uhland gehörte keiner Clubpartei an, ging stets und ohne Rücksicht auf sonstige Gesinnungsgenossen seine besonderen Wege und erwog, was er zu thun und zu sagen habe, ganz für sich allein.

Daß Uhland während des Parlamentes gleich den vielen anderen berühmten Namen als bedauernswerthes Opfer unter der Last der Stammbuchblätter litt, ist wohl zu errathen; hätte er jeder zarten Bittenden oder jedem Handschriftensammler von Profession auch nur einige neue Verse auf das dargereichte Blatt geschrieben, wir besäßen jetzt einen Folianten Uhland'scher Gelegenheitsverse, der die vorhandenen Gedichte des Meisters wohl um's Doppelte an Dicke übertreffen würde. Uhland aber hatte dieser Bedrängniß gegenüber bald mit großer Ruhe seine unabänderliche Stellung genommen; er empfing jedes Stammbuchblatt, groß oder klein, in Folio oder Duodez, mit unbeweglicher Miene und schrieb folgenden Anfangsvers einer seiner Strophen darauf:

„And're Zeiten, and're Musen."

Es lag hierin zugleich eine sinnige Bescheidenheit, die andeuten sollte, daß Uhland seinerseits darauf gefaßt sei, durch beliebtere Nachfolger zu den „überwundenen Standpunkten" gezählt zu werden . . .

Anfangs Juli 1849 hatte ich eine längere Fußtour nach dem Schwarzwalde unternommen und kam gegen Ende desselben Monats wieder nach Stuttgart zurück, das ich für einige Zeit zu meinem Aufenthalte gewählt. Hier erfuhr ich, daß in der Zwischenzeit Uhland da gewesen und für mich die dringende Einladung hinterlassen habe, ihn in Tübingen zu besuchen und längere Zeit sein Gast zu sein. Natürlich beeilte ich mich, ihm brieflich meine Rückkehr und meinen Dank zu melden und zugleich anzuzeigen, daß ich nächster Tage nach Tübingen kommen würde.

Ich wollte nur ein wenig von meiner Reise ausruhen und einige Geschäfte abmachen, um in Tübingen dann den Aufenthalt recht behaglich zu genießen.

Nach manchem Regentage stand die Sonne wieder klar am Himmel, die Lerchen sangen und die Wachtel in den Saaten schlug, als ich, mein Ränzlein umgehangen, den schönen Berghang südlich von Stuttgart hinaufstieg, um nach Tübingen zu wandern.

Nach einer Fußtour von fünf bis sechs Stunden erreichte ich, während es bereits dämmerte, den Saum eines Gehölzes und sah Tübingen in der Nähe liegen. In einem

Wirthshause an der Straße wimmelte es von Studenten, ein Corps Bursche sang wandernd in die Dämmerung hinein und erquickt von ihren vollen frischen Tönen betrat ich bald die Musenstätte selbst.

Ich wollte Uhland denselben Abend nicht mehr stören, nahm ein Zimmer im Gasthofe und ließ erst am nächsten Morgen fragen, wann ich, ohne unbequem zu werden, kommen dürfe. Aber statt des Boten kam Uhland selbst und führte mich unter freundlichen Vorwürfen, daß ich nicht sogleich bei ihm erschienen, in sein Haus.

Uhland's Haus steht am linken Ufer des Neckar; gerade davor führt die Brücke über den Fluß und aus den Fenstern des ersten und zweiten Stockes übersieht man ein reizendes Stück des Neckarthals, umrahmt von waldigen Höhen und Bergen.

Ein freundliches Zimmer war mir im oberen Theile des Hauses eingerichtet und schön wie die Aussicht auf das grüne Thal, erschien mir die Aussicht auf so manche gute Stunde in dem theuren Hause.

Ich täuschte mich auch nicht; das Behagen eines Elternhauses überkam mich, als ich die freundlichen Blicke meiner Wirthe sah und die Sorgfalt gewahrte, meinen Wünschen zuvorzukommen.

Kaum daß ich mich am ersten Morgen in meinem Zimmer bequem gemacht, als Uhland Arm in Arm mit

seiner trefflichen Gattin hereintrat und mir einen Teller Obst aus seinem Garten überbrachte. Die höchst liebevolle, gütige Art, mit welcher dies geschah, benahm mir fast die Worte des Dankes; jedenfalls hatte diesmal Uhland Jemand vor sich, der sich kaum zu helfen wußte.

Nachdem der Auftritt von meiner Seite noch eine erträgliche Wendung genommen und der Teller seine Stelle auf einem nebenstehenden Schrank gefunden, forderte mich Uhland auf, seinen Garten zu besehen und bei der reinen Sommerluft die Fernsicht zu genießen. Wir gingen zu einer Hinterthür des Hauses, das mit dem Rücken fast an dem Gartenhügel lehnt, hinaus und einen Geländerweg in Windungen empor bis auf den Scheitel des ziemlich ansehnlichen Hügels, der, mit Gartenanlagen bedeckt, sich gegen Nordosten weiterzieht. Die Aussicht in das Neckarthal nach Süden und Südwesten ist wirklich reizend und weitet sich besonders in letzterer Richtung wesentlich aus.

Uhland und seine Gattin erklärten mir die auffallendsten Stellen der Fernsicht, zeigten mir dann die wichtigsten Punkte der Stadt und zuletzt die Anlage des Hausgartens, wobei sich Uhland als guter Pomologe erwies und sein Vergnügen besonders darüber äußerte, daß er bei mancher Partie des Obstgartens Anordner und Pfleger zugleich gewesen.

Ich bat Uhland dringend, sich von seinen gewohnten Arbeiten nicht ableiten zu lassen und von nun an von

meiner Anwesenheit in seinem Hause nur in seinen freien Augenblicken Notiz nehmen zu wollen; er bemerkte freundlich, daß die Verfügung über seine Zeit ihm jederzeit frei stehe und etwas Abwechslung in seiner häuslichen Stille ihm willkommen sei; doch wünsche er, daß auch ich in seinem Hause meinen gewohnten Arbeiten nicht ganz entfremdet werde und so sollten die nächsten Vormittage der Arbeit, die Nachmittage und Abende kleinen Vergnügungen gewidmet bleiben. Ich suchte am ersten Morgen noch den Jugendfreund Uhland's, den sinnigen Liederdichter Carl Mayer, auf, in dessen von munteren, braven Töchtern belebtem Hause ich später manche gute Stunde verlebte.

Im Hause Uhland's legte ich nun alle Förmlichkeiten ab und dachte wie ein Sohn des Hauses zu leben.

Von nun an wechselten Stunden der Arbeit mit ernsten und heitern Gesprächen bei Tische und im Garten; gegen Abend kamen kleine Ausflüge an die Reihe und die Gesellschaft erhielt Verstärkung durch manchen werthen Nachbar, besonders Freund Mayer und dessen Familie.

Wenn ich sagen sollte, welcher Tag und welche Stunde mir bei diesen und spätern Besuchen besonders lieb geworden, so wäre mir die Antwort nicht sobald zur Hand; denn mit gleicher Freude gedenke ich vieler Tage, welche ich als Gast des theuren Meisters zugebracht. Es wird mir stets erinnerlich sein, wie heiter wir eines Tages

im geräumigen Wagen von dannen fuhren, um der „uralten Eiche“ unsern zahlreichen Besuch abzustatten; — es war an einem schönen Sonntagmorgen, die gute Stimmung wurde bald in Liedern laut, wir kamen durch manches grüne Thal mit Schaaren geputzter Schwabenmädchen am Weg und fröhlich wurde endlich am Fuße des greisen Eichenstammes Halt gemacht, geschmaust und gesungen, um spät und manchmal von Dorfkindern durch Bänderschnüre im Marsche gehemmt, nach Tübingen zurückzukehren.

Ich werde auch des schönen Ausflugs nach Sebastiansweiler immer gedenken, der uns manche historische Erinnerung weckte und in duftiger Ferne die malerische Veste Hohenzollern sehen ließ; auch eines Wintermarsches nach Reutlingen in Gesellschaft eines Landsmannes und Vischer's, des berühmten Aesthetikers, werd' ich mich mit Freuden stets erinnern — wie wurde da wacker gestritten und gescherzt, barbarisch gefroren ohne Klage und zugeschritten ohne Murren! Mancher Lorbeerbaum würde jetzt die Straßenränder zieren, wenn die großen Namen und Theorien Wurzel geschlagen hätten, welche den Weg entlang in's Erdreich fielen! Allein Ein Tag wird denn doch den Vorrang haben in meinem Herzen, jener wundersame Wandertag mit Uhland allein nach dem berühmten „Lichtenstein“ und der bekannten „Nebelhöhle!“

Wir waren früh Morgens mit der Post, ich glaube bis

Pfullingen, gefahren, hatten uns hier mit einem Imbiß und einem Gläschen Wein gestärkt und traten nun wohlgemuth — es war ein warmer Sommermorgen — den Weg nach unserm Ziele zu Fuße an. Wir schritten tüchtig aus, von manchem alten und neuen Leide des Vaterlandes redend und von den fehlgeschlagenen Versuchen, das schöne deutsche Reich zu festerer Einheit auszubauen; Uhland gestand mir jetzt, er habe zur Zeit, als die Dinge noch vielverheißend waren, ein Gedicht begonnen, des humoristischen Inhalts:

„Alle die würdigen Herren und Meister des Reichstags — Minister, Präsidenten, Bischöfe, Barone und Gelehrten — möchten sich vorsehen und ja es an Strenge und Reinheit ihrer Absichten nicht fehlen lassen, da es leicht geschehen könnte, daß der Himmel, durch einen Vorfall verstimmt, alle ihre Bestrebungen zu nichte mache. Denn in Schwaben habe eine Gemeinde, die stets für ihren Landtag in erster Reihe unsern lieben Gott als Deputirten gewählt, bei ihrer Parlamentswahl auf den höchsten Herrn vergessen und ein einfach Menschenkind nach Frankfurt am Main entsendet." Motivirung und Pointe dieser Idee, in Uhland'scher Weise durchgeführt, hätten diesem Gedichte auch später noch eine dauernde Bedeutung verleihen müssen; — aber eben weil die Dinge endlich gar so trüb' und kümmerlich verliefen — „ver-

ließ mich die Neigung zu der Arbeit" sagte Uhland „und ich halte es für gut, daß sie nicht vollendet und damals gleich veröffentlicht wurde."

Inzwischen zeigte mein verehrter Führer nach mancher Höhe und nach manchem Grund am Wege, von denen eine Sage geht und so kamen wir, die Gegenstände unserer Unterhaltung oftmals wechselnd, bergab und bergauf zum schönen Lichtenstein und von hier, nach kräftigem Mittagstisch und guter Rast, zur wunderlichen „Nebelhöhle," die wir mit Fackeln bedächtig und lange durchschritten.

Ich hatte in der Stille Uhland's rüstigen Schritt bewundert und bemerkte auch jetzt noch, daß er nicht lässiger wurde, als wir Nachmittags in scharfer Sonnenhitze unsern Rückweg begannen. Auch an Gesprächen mancher Art gebrach's noch immer nicht und ohne Ahnung, was den Meister nach und nach bedrücken mochte, gab ich manchen heitern Bericht aus dem Leben Wiens und meiner lieben österreichischen Heimat zum besten; — einen solchen hatte ich, durch eine Zeitungsnotiz angeregt, eben wieder begonnen, als wir eine Ortschaft an der Straße erreichten und Uhland plötzlich stehen blieb, indem er sagte:

„Ich spräche gern den Meßner hier; wollen Sie warten, bis ich wieder komme?"

Und nach diesen Worten ging er still dem Gottesacker zu und verschwand hinter einer kleinen Mauerthüre.

Ihn zurückerwartend, setzte ich mich ruhig vor ein Haus auf einen Stein, fegte mir in Ermangelung besserer Beschäftigung mit einem Zweige die Stiefel rein und sah einem Mädchen zu, das den Hühnern in gelben Streifen Körner vor die Thüre streute; nach einer halben Stunde ging die Kirchhofthüre wieder auf, Uhland, in Begleitung eines alten Meßners, trat heraus und diesem rasch zum Abschied nickend, kam er wieder auf mich zu.

Ich merkte, daß er geröthete Augen hatte, stand eilig auf und schloß mich ihm zum Weitermarsche an.

Ohne zu wissen, was sein Herz beschwere, sah ich doch das Ringen eines tiefen Leids in seinen Mienen und gedachte, am besten schweigend nebenher zu gehen. Wir hatten so bereits den Ort und ein Stück der freien Straße hinter uns, als Uhland selbst das Schweigen endlich brach und sagte:

„Die Zeit der letzten Aufregung hat manche Erscheinung zu Tage gebracht, die seltsam, unerklärlich ist. In dieser Gegend hat eine tiefe Schwermuth und Todessehnsucht mehrere Menschen fast zu gleicher Zeit befallen — und einige legten auch, um sich von dem dunklen Leid zu befreien, Hand an sich. Darunter war auch ein geachteter Mann dieses Orts, der mir nahe stand, ein ausgezeichneter Mensch und glücklicher Familienvater (er war protestantischer Geistlicher). Eines Morgens wartet er noch in aller

Würde und Ruhe seines Amtes, wird hierauf von einer unwiderstehlichen Schwermuth befallen und nach wenigen Stunden ist er nicht mehr . . . . Wir tagten noch in Frankfurt, als dies geschah; heute komme ich zum ersten Male in diese Gegend und treffe den Grabhügel desselben Mannes, welchen ich einst wohl und zufrieden verließ."

Der einzelne Fall führte uns dann auf allgemeine Bemerkungen über ähnliche Fälle; verschiedene Ansichten und Beispiele wurden aufgeführt und schienen Uhland dem frischen Leide ein wenig zu entrücken. So erreichten wir endlich die Station, wo uns die Post wieder aufnahm und wohlbehalten kamen wir spät Abends wieder nach Tübingen und an unseren häuslichen Herd zurück.

Am folgenden Morgen erfreute mich Frau Uhland mit einem Geschenke, welches ich als theures Angedenken aufbewahre; es bestand in einer Cotta'schen Prachtausgabe von Uhland's Gedichten, in welche Uhland eigenhändig einige Zeilen geschrieben hatte: „Zur freundlichen Erinnerung an unsere Wanderungen nach Lichtenstein, zur uralten Eiche und in die Nebelhöhle." Diese Unterschrift führt den 13. August als Datum.

III.

Auf Uhland's Studirstube. — Die Mythe vom „Thor" und mythologische Dialectanklänge. — Warum Schiller's „Räuber" in den böhmischen Wäldern spielen. — Uhland über Illustrationen von Gedichten, über lyrische Albums und Literaturblätter. — Sage von einem großen Druckfehler-Mißgeschick Uhland's. — Bei Tische. — „Albinos" und Uhland's Humor.

Die vertraulichen Verkehrsstunden im Hause Uhland's wurden entweder auf seiner Studirstube genossen, wo ich mit Uhland gewöhnlich ganz allein war oder sie verflossen in bester Geselligkeit beim Frühstück, Mittags- und Abendtisch; Frau Uhland, der Adoptivsohn Steudel und ein studirender Verwandter Meier bildeten hier unsere angenehme Gesellschaft.

Auf Uhland's Studirstube wurden ausschließlich wissenschaftliche und literarische Gegenstände besprochen.

Unter diesen hatte mancher für uns ein gemeinschaftliches Interesse und beschäftigte uns auch oft genug; besonders das Interesse für ältere und neuere Volksliteratur, Sitten, Gebräuche, Lieder und vergleichende Dialectforschung zog uns lebhaft an.

Welch' ein weites Feld an Kenntnissen Uhland hier beherrschte, ist bekannt; außer vielen tiefsinnigen Mittheilungen, die er mir mündlich machte, stellte er mir auch

seine Bibliothek, die er aus und über die Volksliteratur besaß, zur Verfügung. Ich erstaunte über die Reichhaltigkeit dieses Zweiges seiner Büchersammlung; sie nahm den größten Theil seiner vielbändigen Bibliothek ein, die im untern Geschoß seines Hauses in einer Reihe von Gelassen alle Wände bedeckte.

Hier sollte ich auch zu meinem stillen Schreck und Vergnügen jenes meiner Büchlein wieder finden, welches Lenau vor Jahren dem verehrten Meister überbracht hatte.

Uhland's meisterhafte Abhandlung über die Mythe des germanischen Gottes „Thor," welche ich erst in Uhland's Hause kennen gelernt hatte, gab uns einige Tage reichen Stoff zu Unterredungen, wobei ich einmal die Bemerkung fallen ließ, daß ich eben im Begriffe sei, ein kleines Idiotikon aus dem Dialecte meiner Heimat zusammenzustellen, welches keinen andern Zweck haben sollte, als den, die germanisch-mythischen Ueberbleibsel und Anklänge im Volksdialecte anzudeuten. Der Gegenstand interessirte Uhland lebhaft und ich hatte öfter Gelegenheit, seine reichen und tiefen Kenntnisse in dieser Richtung zu Rathe zu ziehen; er bat mich, aus seiner Bibliothek alles nöthige Rüstzeug zu meiner Arbeit auf mein Zimmer zu nehmen, er selbst lud sich, was ihm brauchbar schien, auf den Arm und schichtete mir Grimm, Schmeller u. s. w. auf den Tisch.

Allein nicht blos die mythologischen, sondern auch die

historischen und ethnographischen Beziehungen im Volksdialecte kamen zur lebhaften Verhandlung und Uhland fragte täglich nach den Früchten meiner Bemühung auch in dieser Richtung. Ich stellte, durch seine freundliche Aufmunterung angeregt, eine Anzahl Dialectsworte meiner Böhmerwälder Heimat zusammen, welche ihn auf diesem Boden höchlichst überraschten und auch Gustav Schwab, mit dem ich in Stuttgart öfter zusammentraf, lebhaft anregten. Die angedeuteten Worte stammen offenbar aus der Schweiz, aus Holland, aus den Niederungen der Elbe, überspringen wieder ganze Zwischenländer und hausen — ohne nach dem Osten und Süden Deutsch-Oesterreichs hin weiter zum Vorschein zu kommen — in aller Gemüthsruhe als heimische Laute und Worte in den (durch Schiller's „Räuber" und den gefangenen „Sesin" im Wallenstein) bekannt und „fürchtig" gewordenen böhmischen Wäldern.

Bei dieser Gelegenheit fragte ich einmal scherzend: warum wohl Friedrich Schiller seine „Räuber" gerade in den „böhmischen Wäldern" ihr Wesen treiben ließ, da er doch im heimischen Schwarzwald auch ein hübsches und nahgelegenes Terrain für seine Bande vorgefunden; — Uhland meinte lächelnd: daß es damals eben Sitte gewesen, daß eine deutsche Gegend der andern wie per Schub dasjenige zuschanzte, was es daheim nicht brauchen konnte und daß ja die böhmischen Wälder den „Leipziger

Studiosen" wie gerufen nahe gelegen. Uebrigens habe Schiller dem nachbarlichen Franken auch gerade kein Compliment gemacht, indem der höllische „Franz" ein Landsmann und der Thurm, in welchem der alte Moor lebendig begraben lag, auf fränkischem Boden angebracht war. Ich erinnerte an die österreichischen Verfasser von Ritter, Räuber- und Geistergeschichten (mit dem berühmten: „Ha-Verruchter!") welche auch gerne mit den Worten beginnen: „In den dunklen Forsten des Schwarzwaldes lebte einst ein Ritter, Namens Kuno, ein Schrecken des Kaufmanns und Wanderers" u. s. w. Jedenfalls sei eine solche unästhetische „Zuschanzung" noch viel schlimmer als Schiller's grandiose poetische Jugendarbeit.

Eines Morgens wollte ich Uhland eine Freude dadurch bereiten, daß ich ihm einen sehr schönen Kupferstich zeigte, welcher eine Scene aus einer seiner historischen Balladen darstellte und zwar meines Erachtens in recht gelungener Weise.

Uhland warf aber nur einen flüchtigen Blick auf das Bild, legte dasselbe fast verstimmt bei Seite und sagte nach einer Pause:

„Ich liebe solche Bilder nicht. Die Maler sollten derlei Gegenstände nicht zum Vorwurfe ihrer Kunst machen. Entweder sollten sie wirkliche Geschichte machen oder, wenn es ihnen schon besondere Freude macht, Gedichte freien

poetischen Inhalts illustriren. Historische Stoffe, welche einmal den Weg durch die Sage und durch die Schöpfungsform eines Dichters gemacht, führen den Künstler auf einen Zwitterboden, der sehr bedenklich ist; denn indem auch der Maler dem fort und fort verwandelten Stoffe noch einmal in seiner Weise ein eigenes Gepräge gibt, geht ja zu leicht die historische Wahrheit, Ursprünglichkeit und Kraft ganz verloren."

Als wir eines Tages in längerer Unterredung über die lebenden österreichischen Poeten sprachen, deren ältere Gruppe: Grillparzer, Halm, Grün, Lenau, Bauernfeld, Castelli, Frankl, Ebert, Seidl, Vogl, die er mehr oder weniger genau kannte, deren jüngere Gruppe aber: Meißner, Paoli, Hartmann, Beck u. s. w. ihm nur theilweise oder aus Besprechungen bekannt waren, beklagte Uhland aufrichtig, daß kein Literaturblatt vorhanden sei, welches die neueste Literatur in ihren wesentlichen Erscheinungen umfassend, unparteiisch, fern vom Cliquenwesen und verhärteter Widerhaarigkeit in der Kritik, zur Kenntniß bringe; er gab den Werth mancher Mittheilungen und Urtheile in den vorhandenen Literaturblättern zu, aber ein Gesammtbild und zwar ein richtiges Bild von der literarischen Gegenwart aus den zahlreichen Blättern, die Kritik betreiben, sich zusammen zu stellen, sei für den Mann der Wissenschaft oder eines Amtes gar nicht möglich, abgesehen

davon, daß der Privatmann gar nicht im Stande sei, diese Blätter alle für seinen Privatgebrauch anzuschaffen. Uhland hätte zu seiner Anregung und Orientirung gerne ein in jeder Weise genügendes Literaturblatt gewünscht; lobend erwähnte er nebenher die meist glücklich gewählten Auszüge aus guten Werken in den „Blättern für literarische Unterhaltung."

Bei dieser Gelegenheit kam die Sprache auch auf die überhand nehmende Sammelwuth lyrischer Gedichte aus gedruckten Werken und ihre Zusammenstellung in sogenannten Albums. Uhland sprach sich tadelnd hierüber aus und zwar aus verschiedenen ernsten Gründen. Abgesehen von der unbescheidenen Art, mit welcher solches Ausbeuten oft betrieben wird, fördere das Zusammenwürfeln von Arbeiten mannigfaltigster Poesien die ohnehin so bedauerlich einreißende Zerstreuung der Menschen auch bei der Lectüre.

Was der einzelne Poet sorgfältigst als ein charakteristisches Ganze aus seinem Geistes- und Gemüthsleben zusammenstellt und zu gegenseitiger Folie aufreiht, das werde meist mit unzarter Hand aus dem natürlichen Verbande gerissen und in einen unnatürlichen Verband zusammengezwungen. Jeder Poet sei ein harmonisches Ganze für sich, aber ein Album, wie die meisten eben sind, sei eine unheilige Jahrmarktsbude, deren bunte Waare Geist und Sinne zerstreuen. Den Menschen in einem guten Buche zu

sammeln und so nach Geist und Gemüth zu stärken, sei eine würdige Aufgabe; den Menschen in buntgewürfelten Werken nach Geist und Gemüth zerstreuen, sei ein nicht zu billigendes Unternehmen. Das schließe eine gute Sammlung von Gedichten natürlich nicht aus; sie sei sogar in gewissem Sinne zu billigen, da nur Wenige im Stande sind, alle guten Poeten zu kaufen oder auch nur ganz zu lesen. Die Wahl und die Zusammenstellung aber entscheiden hier; über beide müsse eine würdige Idee die Oberaufsicht führen und gleichsam das schöpferische, einheitliche Gemüth eines Poeten vertreten. Statt dessen werde manches Album nicht einmal aus den Originalen zusammengestellt, sondern wieder nur aus andern Albums abgeschrieben und die Poeten dürften noch von Glück sagen, wenn sie nicht zum Lohn auch noch ein volles Schock Druckfehler aufgebürdet erhielten.

Bei dem Worte „Druckfehler" fiel mir das in seiner Art einzige Mißgeschick ein, welches Uhland bei der ersten Ausgabe seiner Gedichte zugestoßen sein soll. Denn als ein Theil der Ausgabe bereits versendet war, entdeckte man, daß die zwei ersten Verse des köstlichen Vorwortes, anstatt zu lauten:

> Lieder sind wir, unser Vater
> Schickt uns in die off'ne Welt —

lauteten:

Leder sind wir, unser Vater
Schickt uns in die off'ne Welt!

Natürlich hütete ich mich, dieses Mißgeschickes zu erwähnen, da es denn doch der größten Objectivität eines Poeten geschehen könnte, daß sie durch einen solchen Druckfehler nach Jahren noch irritirt werde; auch war und bin ich noch nicht gewiß, ob die ganze Ueberlieferung nicht blos eine anekdotenhafte Erfindung ist . . . .

Bei Tische ging es immer einfach häuslich und gemüthlich her.

Uhland erschien gewöhnlich sehr ernst und schweigend bei Tische. Sein Geist schien noch am Studirtisch seiner Gelehrtenklause zu weilen. Das hinderte aber nicht, daß wir uns scheinbar gar nicht daran kehrten. Der Adoptivsohn Steudel, von seinen zweiten Eltern einfach „Carl" genannt (ein trefflicher, munterer Studiosus medicinae, mit rundem Gesicht und schönen braunen Augen) — „Carl" also und ich suchten wo möglich durch heitere Mittheilungen irgend ein Gespräch in Gang zu bringen, Frau Uhland stimmte, wenn wir's nicht etwa ein wenig zu toll trieben, ein und der Verwandte Meier blieb auch nicht lange zurück. Während wir also ganz unter uns, als wäre Uhland gar nicht zugegen, unsern munteren Gesprächen nachhingen, heiterte sich Uhland's Antlitz nach und nach auf und unversehens war auch er Theilnehmer an der Unterhaltung

und manchmal nicht der letzte, wenn es galt, einen Scherz anzuregen.

Einmal erschien Uhland's Carl etwas zu spät bei Tische und indem er sein langes Wegbleiben entschuldigte, glänzte sein hübsches, gutes Schwarzwälder-Gesicht von Freude und Aufregung. Zwei „Albinos" waren in Tübingen angekommen, diese hatte der lebhafte Studiosus im ersten Eifer der Neugierde gesehen und schilderte jetzt, da er wegen des Mittagstisches nach Hause gestürmt war, seine Beobachtungen mit so athemloser Hast und einer Art bestürzter Verwunderung, daß die Schilderung, ohne daß der Schilderer es selbst im Augenblicke merkte, in's Komische umschlug. „Alles ist weiß — die Haare, die Augenbrauen, die Lippen" — hieß es mit komischer Hast — —

„Auch die Stimme" sagte ich, da Uhland, den Schilderer unverwandt ansehend, zu lächeln begann.

„Ja" fiel Uhland ein „weiß ist auch das Schwarze im Aug' und einer der rothen Augäpfel!"

Ein lautes Gelächter war die Folge, in welches Freund Steudel natürlich selbst erheitert einstimmte.

IV.

Ein langes Epos und eine späte Speisestunde. — Scenen vor Uhland's Fenstern. — „Was trägt die Gans auf ihrem Schnabel?“ — Auswärts und daheim. — Die Wurmlinger Kapelle.

Um die Mittagsstunde versammelten wir uns eines Tages im Speisezimmer und warteten auf das Erscheinen Uhland's. So pünktlich er sonst zu erscheinen pflegte, heute kam und kam er nicht. Das Dienstmädchen, welches zuerst geschickt worden war, um Uhland zu Tische zu bitten, kehrte, ohne ihn gesehen zu haben, mit der Nachricht zurück, daß ein Herr bei ihm sei, welcher in Einem fort und sehr laut spreche. Frau Uhland ließ nun mit dem Auftragen der Suppe noch eine Weile warten und gestattete vorläufig nicht, daß Uhland in seiner Controverse mit dem Fremden gestört werde; als aber eine gute Viertelstunde abermals mit vergeblichem Warten dahingegangen war, schickte sie den Ziehsohn Carl hinab, um nachzusehen, was es denn eigentlich mit dem Fremden für eine Bewandtniß habe. Carl kam mit der Nachricht zurück, daß der Fremde mit Uhland eigentlich nicht spreche, sondern daß er ihm vorlese. Frau Uhland faßte jetzt den für eine Hausfrau immer heroischen Entschluß, die bereits aufgetragene Suppe wieder vom Tisch tragen zu lassen und um des Fremden willen das Aeußerste an Geduld zu erschöpfen; allein es verstrich noch

immer Viertelstunde um Viertelstunde — und der Fremde las und las und Uhland horchte und horchte. Wir glaubten schon, einer der ersten lebenden Dichter sei zu Uhland gekommen, um ihm ein epochemachendes Werk in erster Autorfreude vorzulesen; — allein selbst dieser Umstand würde die Frage offen gelassen haben, ob es denn zweckmäßig sei, die Lectüre so tief in die Zeit des Mittagstisches hinein zu rücken und das gelungene Werk der Küche, für viele Menschen mehr werth, als Homeros und Shakespeare, dem Verderben zu weihen? Als endlich alle menschliche Geduld der trefflichen Hausfrau erschöpft war und der Fremde noch immer las und fort und fort las, schickte Frau Uhland das Mädchen nach der Studirstube, um so gelinde als möglich anzufragen, ob Herr Uhland vielleicht Zeit habe, zu Tische zu kommen? Diese Frage schien den in sein poetisches Werk bis an den Scheitel versunkenen Fremden wieder empor zu reißen und an die Eitelkeiten dieser Welt und die unerbittliche Gewalt der Bedürfnisse zu erinnern — er war nur noch eine kurze Strecke von der Barrière eines Abschnittes entfernt, die er nun im Galop zu erreichen strebte und vor der er endlich, wenn auch ungern, Halt machte. Er verabschiedete sich hierauf und Uhland kam, ernst wie gewöhnlich und etwas abgespannt, zu Tische. Er würde höchst wahrscheinlich des Besuches gar nicht erwähnt haben, da er die vorgerückte Mittagszeit nicht so

auffallend, wie wir, gewahr geworden; allein Frau Uhland wünschte doch, wie wir alle, zu erfahren, wer denn heute Uhland's Gesellschaft so energisch in Anspruch genommen, sie fragte also nach dem Fremden und Uhland erwiederte ernst lächelnd:

„Ein junger Schweizer war hier. Er brachte ein größeres Epos mit und wünschte mir einen oder zwei Gesänge vorzulesen. Ich ersuchte ihn darum und da mir aus dem Anfange wirklich Talent zu leuchten schien, so sagte ich ihm einige freundliche Worte. Diese schien er aber etwas mißzuverstehen, denn er betrachtete sie als eine Aufforderung, im Vorlesen fortzufahren und so fuhr er fort, indem ich ihn gewähren ließ. Der junge Mann that mir leid, da er bis aus der Schweiz eigens zu dem Zwecke zugereist war. Mir geht es aber mit größeren Dichtungen, die ich in Einem Zuge genießen soll, wie mit langen Theatervorstellungen. Anfangs bin ich ganz und ohne Anstrengung dabei, später aber weicht meine Aufmerksamkeit unbezwingbar ab, ich verliere den Zusammenhang und kann schließlich weder mir, noch den Andern mehr Rechenschaft geben. So ging es mir eben auch mit der längeren Vorlesung. Um den jungen Poeten aber nicht mit einem unrichtigen oder blos allgemeinen Urtheile zu entlassen, habe ich ihn um das Hierlassen seines Manuscriptes ersucht und werde ihm dasselbe mit einer schriftlichen Beurtheilung später zusenden."

Uhland sollte für diese seine Inanspruchnahme noch desselben Tages und zwar gleich nach Tische, durch ein sehr ergötzliches Schauspiel belohnt werden.

Wir hatten uns eben vom Tische erhoben und allseits gesegnete Mahlzeit gewünscht, als durch die nach dem Neckar gerichteten offenen Fenster ein dumpfer, vielstimmiger Trauergesang erscholl.

Im ersten Augenblicke waren wir Alle betroffen und dachten schon, einen Leichenzug vor dem Hause vorüberkommen zu sehen, aber kaum an die Fenster getreten, wurden wir alsbald eines Besseren belehrt.

Vor dem Hause Uhland's stand eine schwarze Kalesche mit schwarzen Pferden bespannt; die Kalesche war mit Trauerkränzen behangen und der Kutscher stack im schwarzen Rock und hatte eine schwarze Kokarde auf dem Hut. Indeß nun der sonderbare Trauerwagen ruhig vor dem Hause hielt, kam der erbärmlich zu Herzen gehende Gesang von der sogenannten Eifertei, dem nahen Studentenquartier, dem Hause Uhland's näher und bald sahen wir einen jungen Theologen, ein schwarzes Tuch in die Augen drückend, feierlich und schmerzhaft daher schreiten und sich dem Wagen nähern. Hinter ihm folgten sechs Studenten mit blühenden Gesichtern, aber hemdärmelig und in schwarzen Beinkleidern; vier Studenten trugen ein mit Trauerkränzen verziertes Bierfaß auf den Schultern, von

welchem vorn und rückwärts breite Blumenbänder herabhingen, deren Ende die zwei übrigen Studenten feierlich in den Händen hielten. Der Sinn des ganzen Aufzugs war, daß der junge Theologe eben die Universität verlassen sollte, dem nun seine Kameraden bis an den Wagen das Trauergeleite gaben. Natürlich vor Allem um den Durst des Abziehenden auf der Reise besorgt, sollte er ohne Begleitung eines Bierfasses die Musenstadt nicht verlassen. Das Bierfaß wurde denn auch unter andauerndem Trauergesange neben den Kutscher auf den Bock gebunden, dann stieg der schluchzende Theologe in den Wagen, die Pferde zogen an und unter — Gaudeamus igitur, das die nachsehenden Studienbrüder plötzlich anstimmten, flog die Reisekutsche von dannen.

Die ganze Scene war durch ihre scharfen Contraste höchst ergötzlich und Uhland theilte unsere laute Heiterkeit.

„Was fängt aber der Theologe mit dem Bierfaß auf dem Wege an?“ fragte ich.

„O, er wird nicht lange darüber nachdenken dürfen“ sagte Freund Steudel. „Vor einer der nächsten Kneipen läßt er seinen Wagen halten, das Faß abladen und ehe das geschehen ist, haben ihn seine Kameraden zu Pferde eingeholt und helfen ihm das edle Naß bis auf den letzten Tropfen leeren. Das erst wird der wahre Augenblick des Scheidens sein! . . .“

Vor denselben Fenstern ereigneten sich überhaupt wäh-

rend meiner wiederholten Anwesenheit noch manche heitere Scenen.

Einmal — es war eines Wintermorgens, es hatte bereits zwei Tage lang ununterbrochen geschneit und auch die letzte Nacht hatte es fortgefahren, die hochliegenden Schneemassen noch bedenklicher aufzuschichten — traten wir nach dem Frühstücke an die Fenster, um das Schneegefilde des Neckarthales zu betrachten und zu prüfen, ob denn das Firmament noch immer seine Fülle nicht erschöpft haben werde; da hörten wir plötzlich das Knallen einer Fuhrmannspeitsche rechts von der Stadt her und zwischen den Thorpfeilern in der Nähe erschien ein Paar Pferde und hinter diesem noch ein Paar; dieses vierhäuptige Gespann machte alle Anstrengungen, einen Wagen aus der Stadt nach der Neckarbrücke hin zu führen, aber vergebens; nur bis zum Fuhrmannssitze, auf welchem aber blos eine Gans in einem Korbe festgebunden saß, wurde das Gefährte sichtbar. Nun machte es einen unwiderstehlich komischen Eindruck, zu hören, wie die Peitsche in Einem fort hinter der Mauer knallte, ohne daß der Fuhrmann zu sehen war, wie die vier Pferde ununterbrochen ihr Bestes thaten, ohne den Wagen einen Schritt weiter in Bewegung zu bringen und wie die Gans, mutterseelenallein auf dem Bocke, erschrocken zierlich auf und nieder und hin und wieder blickte, immer ängstlicher und doch mit Anstand nach den Ursachen des Mal-

heurs oder noch größeren kommenden Uebeln spähte, dazwischen aber auch manchmal verschämt einen Blick nach unseren Fenstern warf und wie mit den Zähnen klapperte. Unwillkürlich fielen mir die Verse aus dem deutschen Kinderbuche ein, die ich laut hersagte:

Was hat die Gans auf ihrem Kragen,
  Was fehlt der Gans?
Den Fuhrmann mit dem Wagen
  Hat die Gans auf ihrem Kragen,
Das fehlt der Gans!

Kliff, klaff! schnalzte die Fuhrmannspeitsche hinter der Mauer, die Pferde zogen an, ohne recht ineinander zu greifen, der Wagen rückte nicht vom Flecke, die Gans fuhr fort, verschämt und erschrocken zu uns aufzublicken — da fiel Freund Steudel ein:

Was hat die Gans auf ihrem Kopfe?
  Was fehlt der Gans?
Den Kopf mit sammt dem Topfe
  Hat die Gans auf ihrem Kopfe
Das fehlt der Gans!

Aber kliff, klaff! schnalzte die Peitsche des Fuhrmanns weiter, die Pferde zogen immer wieder an, ohne den Wagen vom Fleck zu bringen, die Gans guckte ängstlicher hin und wieder, verschämter und aufgeregter — ich citirte die weitere Strophe:

Was hat die Gans auf ihrem Schnabel?
Was fehlt der Gans?
Den Ritter mit dem Sabel
Hat die Gans auf ihrem Schnabel,
Das fehlt der Gans!

So ging es noch eine Weile fort, bis der Fuhrmann zwischen Thorpfeiler und dem vorderen Rade sich zu den Pferden durchdrückte und nun mit Einemmale den Wagen vorwärts brachte und auch ohne besondere Mühe weiter lenkte.

Die ganze Scene, namentlich mit der zimperlich-erschrocken dasitzenden und gleichsam verschämt und zähneklappernd herumguckenden Gans hatte eine derart komische Wirkung gemacht, daß wir Alle in Lachen ausbrachen und Uhland vor Ergötzen die Thränen über die Wangen liefen. . . .

Die Sommer-Nachmittage wurden, wie erwähnt, bei schönem Wetter zu Ausflügen benutzt, bei welchen die befreundete Familie des Ober-Appellationsraths und Liederdichters Carl Mayer stets erschien und nicht wenig zur Belebung beitrug; im Winter wurde für solche Vergnügungen irgend ein Ersatz gefunden.

Frau Uhland pflegte einen geselligen Kreis, meist von Damen, im Hause zu versammeln und mit diesen wurde dann und wann auch ein Lese-Abend veranstaltet. Zwei Male die Woche besuchte ich mit Uhland und Carl Mayer

eine kleine Kneipe in der Stadt, in welcher sich der Theologe Professor Baur (Strauß' Lehrer), der Chemiker Gmelin und noch einige bedeutende Professoren einzufinden pflegten. Der Aesthetiker Vischer, damals gerade politisch sehr verstimmt, zeigte sich wenig an öffentlichen Orten, ihn mußte ich in seiner Klause aufsuchen, wenn ich ihn sehen wollte...

Da ich eben der kleinen Ausflüge und Zerstreuungen außerhalb des Hauses gedachte, so sei hier vorzugsweise eines Besuches gedacht, welchen wir einer seltenen poetischen Stelle in der Nähe von Tübingen machten; der Besuch galt nämlich jenem pyramidalen Hügel, auf dessen Scheitel sich die „Wurmlinger Kapelle" befindet.

Nicht weniger als drei der ersten Dichter neuester Zeit haben diesen Hügel und diese Kapelle verherrlicht: Uhland, Lenau und Gustav Schwab — abgesehen von der Volkssage, welche den Hügel und die Kapelle ebenfalls mit einer poetischen Begebenheit zu schmücken gewußt hat.

Uhland hat in seinem Gedichte die Stelle zwar nicht näher bezeichnet, aber ich weiß aus sicherem Freundesmunde, daß er den Hügel mit der Wurmlinger Kapelle vor Augen hatte, als er sein berühmtes Lied sang:

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still in's Thal hinab,
D'runter singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.

Lenau hat sein Gedicht geradezu: „Die Wurmlinger Kapelle" überschrieben. Carl Mayer erzählte mir gelegentlich jenes Ausfluges, Lenau habe einst während seines Aufenthalts in Tübingen in Gesellschaft Uhland's, Mayer's und einiger Frauen einen Ausflug nach dem erwähnten Hügel gemacht und im Augenblick der Heimkehr sich erbeten, allein bei der Kapelle zurückbleiben zu dürfen. Es war im Herbst. Die gewöhnliche Schwermuth hatte Lenau befallen. Man überließ ihn natürlich der gewünschten Einsamkeit und folgendes Gedicht, welches seine Stimmung nur zu deutlich ausdrückt, entstand an jener Stelle:

Luftig wie ein leichter Kahn
Auf des Hügels grüner Welle,
Schwebt sie lächelnd himmelan,
Dort die friedliche Kapelle.

Einst bei Sonnenuntergang
Schritt ich durch die öden Räume,

Priesterwort und Festgesang
Säuselten um mich wie Träume.

Und Maria's schönes Bild
Schien vom Altar sich zu senken,
Schien in Trauer, heilig mild,
Alter Tage zu gedenken.

Röthlich kommt der Morgenschein,
Und es kehrt der Abendschimmer
Treulich bei dem Bilde ein;
Doch die Menschen kommen nimmer.

Leise werd' ich hier umweht
Von geheimen frohen Schauern,
Gleich als hätt' ein fromm Gebet
Sich verspätet in den Mauern.

Scheidend grüßet hell und klar
Noch die Sonn' in die Kapelle,
Und der Gräber stille Schaar
Liegt so traulich vor der Schwelle.

Freundlich schmiegt des Herbstes Ruh'
Sich an die verlass'nen Grüfte;
Dort dem fernen Süden zu
Wandern Vögel durch die Lüfte.

Alles schlummert, Alles schweigt,
Mancher Hügel ist gesunken,
Und die Kreuze sind geneigt
Auf den Gräbern — schlafestrunken.

Und der Baum im Abendwind
Läßt sein Laub zu Boden wallen,
Wie ein schlafergriff'nes Kind
Läßt sein buntes Spielzeug fallen. —

Hier ist all' mein Erdenleid
Wie ein grüner Duft zerflossen;
Süße Todesmüdigkeit
Hält die Seele hier umschlossen.

Nun wird über die Entstehung der Wurmlinger Kapelle erzählt: Ein würtembergischer Graf habe einst in seinem letzten Willen festgesetzt, daß sein Sarg auf einen Wagen gelegt und von einem Paar Ochsen ganz nach Belieben im Lande herumgezogen werde; dort, wo die Thiere stehen bleiben würden, da sollte sein Grabmal errichtet und darüber eine Kapelle gebaut werden. Nun sei, so heißt es, das Gespann des Wagens auf eben jenem Hügel stehen geblieben, wo die Wurmlinger Kapelle erbaut ist . . . Diese Sage ist es, welche Gustav Schwab unter dem Titel: „Die Wurmlinger Kapelle" in schönen Versen wieder erzählt und wir erinnern daran, ohne dem Gedichte, da es ausgedehnter ist, hier Raum zu geben . . .

V.

Beim Abendtisch. — „Der Ritt über den Bodensee.“ — Uhland als Kirchengänger. — Des Dichters Jugendporträt. — „Als wär's ein Stück von mir.“ — Studentenreue. — Geige und Bogen. — Ein Sylvesterabend.

Beim Abendessen ging es gewöhnlich etwas stiller und manchmal ernst und gemessen her.

Als wir einmal über die Macht der Nachwirkung einer bereits überwundenen und zwar unbewußt überwundenen Gefahr sprachen, freute sich Uhland, uns ein poetisches Meisterstück dieser Empfindung von seinem Freunde Gustav Schwab selbst vorlesen zu können, ließ dessen Gedichte herbeiholen und trug uns dessen treffliche Sage: „Der Ritt über den Bodensee“ gut, prägnant und wirkungsvoll vor.

Manchen Leser dürfte es vielleicht überraschen, Uhland als fleißigen Kirchengänger erwähnen zu hören. Und doch war er dies im besten Sinne des Wortes. Jeden Sonntag ging er an der Seite seiner Frau nach der Kirche und hörte die Predigt von Anfang bis zu Ende aufmerksam an; doch ließ er sich nie (wenigstens in meiner Gegenwart nie) lobend oder tadelnd über den Inhalt oder Vortrag eines Kanzelvortrages aus. Sein tief religiöses Gemüth, an welchem Niemand zweifeln wird, der die Gedichte Uhland's nach dieser Richtung hin durchgeprüft hat, war,

wie ich aus Uhland's Benehmen gegen mich selbst entnahm, zugleich von musterhaft zarter Rücksicht gegen die Bekenner anderer Kirchen. Nie hat er den Katholicismus, dem ich, wie er wußte, angehöre, in irgend einer Weise, auch nur mit der leisesten Betonung, unziemlich erwähnt; Uhland war ein Muster der Duldsamkeit trotz seiner gewiß auch in religiöser Beziehung ausgeprägten Grundsätze; Religion und Religiosität waren für ihn so feine und weihevolle Gegenstände, daß er sie der zersetzenden Luft der Debatte, wie ich glaube, wo er nur konnte, entzog. Welch' einen ehrwürdigen Gegensatz bildete hier Uhland zu vielen sonst vortrefflichen Geistern, denen ich in protestantischen Staaten Deutschlands begegnete! Hat doch ein großer Theil der kleindeutschen Partei die Fahne preußischer Führerschaft nur deßhalb ergriffen, weil man in Preußen einen protestantischen Führer erblickte und die protestantische Führerschaft nothwendig eine liberale sein müsse!

So oft ich Uhland's zarter, tiefer Gemüthsart in religiösen wie poetischen Dingen gedenke, habe ich fast unwillkürlich dessen ideal-schönes Porträt aus der Knabenzeit vor Augen. Es hing zur Zeit meiner Besuche im Wohnzimmer des ersten Stockes links gleich neben der Thüre. Das blaue Auge des zarten, sinnigen Knabengesichtes ist von rührender Klarheit und Milde. Der innere Uhland ist auch diesem Jugendbilde bis in sein Alter ähnlich geblieben.

Wie eine symbolische Hinweisung auf den Umstand, daß Uhland seiner äußeren Erscheinung wegen so oft nicht als er selbst erkannt wurde, klang mir ein heiteres Erlebniß, welches mir Uhland, da ich ihn und seine Frau einmal auf einem kurzen Spaziergange begleitete, lächelnd erzählte.

Auf der breiten Landstraße dahinwandernd, sah er einst mehrere Handwerksburschen auf ihn zukommen, welche Arm in Arm marschirend und etwas angetrunken Uhland's Ballade: „Ich hatt' einen Kameraden" sangen. Uhland wendete sich, um die wankende Colonne nicht zu stören, nach der entgegengesetzten Seite der Straße und schritt hier ruhig weiter — als die Burschen, in seine Nähe gekommen, plötzlich eine Schwenkung machten, bei den Worten: „als wär's ein Stück von Dir" Uhland in ihre Kette einschloßen, ihn einen Augenblick bierselig anglotzten — die Kette wieder lösten und das Gedicht weitersingend wie zuvor ihres Weges gingen, ohne zu ahnen, daß sie den Verfasser des „guten Kameraden" selbst mit ihrem Landstraßenhumor attaquirt hatten...

Ich habe schon oben erwähnt, daß neben Uhland's Hause die sogenannte „Eifertei" sich befinde, eine vielbesuchte Studentenkneipe mit Garten. Da letzterer bis unmittelbar an die östliche Seite des Uhland'schen Hauses reicht und zur Sommerzeit von den akademischen Gästen

fleißig besucht wird, so hatte Uhland's Nachtruhe eine sehr bedenkliche Nachbarschaft. Uhland hat aber trotz der zahlreichen Störungen seines Schlafes durch Gesang und Lärm nie eine Klage laut werden lassen; die Fröhlichkeit der akademischen Jugend, selbst wenn sie etwas über die Schnur hieb, besaß seine wohlmeinende Nachsicht und Neigung. Daher ließ er sich gerne auch die jüngsten Vorfälle aus dem akademischen Leben erzählen; darunter war eines Tages ein Fall von so tragikomischer Beschaffenheit, daß ich nicht umhin kann, ihn hier zu erwähnen.

Ein Studiosus kam einst um Mitternacht in sehr beduseltem Zustande nach Hause; sein Quartier befand sich unter denen, welche an die Fluthen des Neckar gränzen und da der Heimkehrende nicht im Stande war, Licht zu machen, so wollte er angekleidet in das Bett steigen — stieg aber dafür zum Fenster hinaus und fiel in den Neckar hinunter. Auf seine Schmerzens- und Schreckensrufe stürmten seine anwohnenden Kameraden herbei, zogen den Unglücklichen, der sich einige Wunden gefallen hatte, aus dem Wasser und trugen ihn auf sein Zimmer. Während dieses Aktes gab er tiefe Stoßseufzer von Reue zum Besten, sagte: sich nie wieder betrinken zu wollen und verstieg sich sogar zu guten Lehren für seine Kameraden. Als aber andern Tages der Arzt erschien und neue Verbände auflegte, sagte er seufzend: „Ich will ausziehen und weiter vom Neckar

wegwohnen — denn man weiß doch nicht, was wieder einmal geschehen könnte ...."

Gegen Ende November 1849 hatte ich Uhland brieflich angezeigt, daß ich gesonnen sei, von Stuttgart aus Anfangs December nach Tübingen und zu ihm auf Besuch zu kommen, worauf mir Uhland folgende liebe Zeilen, die ich als unschätzbares Andenken aufbewahre, als Einladung schrieb:

„Sie sind uns, lieber Rank, jederzeit schönstens willkommen, damit Ihnen aber der Aufenthalt bei uns behaglicher sein möge, schlage ich vor, ob Sie nicht, sofern es nicht Ihre Plane kreuzt, statt in der ersten Woche Decembers sich zu Anfang der zweiten auf den Weg zu begeben vorziehen. Nehmen Sie dann eben in unserm stillen, abgezogenen Leben vorlieb und trösten Sie sich damit, daß in dieser Stille Ihre Arbeit um so ungestörter vorrücken kann. Mayer grüßt Sie mit uns Allen auf das Herzlichste.

Tübingen, 24. November 1849.

Der Ihrige Ludwig Uhland."

Ich kam also acht Tage später — zum Weihnachtsfeste nach Tübingen, sah tapfer mit zu, wie die schmackhaften schwäbischen National-Springerle verfertigt werden und wurde zum Dank für diese ökonomische Aufmerksamkeit am Weihnachtabend vom Christkind mehr als reichlich beschenkt; am folgenden Sylvesterabend nun sollte ich auch noch da-

durch beehrt werden, daß man eine größere Gesellschaft einlud, um meinem heimlichen Ehrgeiz als Violinspieler Raum und Publikum zu schaffen.

Nach mancher Uebungsstunde bei Freund Mayer kam denn auch der schöne Abend endlich heran, eine zahlreiche Gesellschaft war geladen und bald stand nicht nur der brodelnde Thee auf dem Tische, sondern auch das Clavier wurde feierlich aufgethan und die Noten wurden zurechtgelegt; da trat denn Uhland in einer fröhlichen Stimmung, wie ich selten gesehen, zu mir und feuerte mich an, die Schlacht der Töne zu eröffnen; ich holte mir also das zärtliche Instrument, die Geige, prüfte noch einmal die wohl gestimmten Saiten, verneigte mich gegen das im Halbkreis versammelte Publikum, blickte es wie ein Virtuos mit wohlwollender Protectionsmiene an und meiner Begleiterin auf dem Clavier mit leisem Kopfnicken ein Zeichen zum Anfang gebend (ganz wie man es in Concerten sehen kann), begann ich so schmelzend als möglich die unvermeidliche „Elegie“ von Ernst. Die Geige war glücklicher Weise von keiner Erkältung heiser und außerdem von so guter Neujahrnachtslaune, daß sie selbst, wenn ich ein wenig daneben griff, aus purer Artigkeit dennoch den rechten Ton hergab und so darf es denn nicht wundern, wenn die liebliche Composition (deren Doppelläufe ich übrigens, mit Demuth sei's gestanden, einfach spiele) ohne wesentlichen Unfall

ausgeführt wurde. Ein Beifallssturm (man entschuldige, daß ich's selber sagen muß) erhob sich und ich bedauerte nur, daß kein Abgang nach einem anstoßenden Zimmer veranstaltet war, um schnell zu verschwinden und gleich darauf wieder herauszukommen; in Ermanglung dessen blieb ich also ruhig stehen und verneigte mich so dankbar, als es die Umstände geboten; da erhob Meister Uhland sich plötzlich und durch ernste Mienen die bewegte Versammlung zur Ruhe bringend, begann er nach kurzer Pause etwa so:

„Meine Herren und Damen! Wir haben einen Mann vor uns, dessen bescheidene Weise keine Ahnung zu haben scheint von dem, was in ihm von angebornen Talenten lebt und webt! Noch voll der Bewunderung einer Leistung, die wir eben genossen haben, halte ich es für meine ernste Pflicht, den jungen Mann aufzuklären über seine Bedeutung an sich und für die versammelte Gesellschaft hier!"

Und nun wurde mir ein Ehrenkranz gewunden von so unglaublichen Zeitungsphrasen, als sie nur je einem Virtuosen durch Reclame zu Theil geworden. Gebeugt von der Ueberlast von Schmeicheleien, die mir so unerwartet aus so ehrwürdigem Munde kamen, stemmte ich die Geige in die Seite und streckte meinen Bogen salutirend zur Erde; erst als der Redner geendet, ein wiederholter Beifall verklungen war, erhob ich mich feierlich wieder, um meinen Dank in einer zweiten Leistung, einer ebenfalls unvermeid-

lichen Partie meiner Kunst: in Lanner's lieblichen „Steirern" auszudrücken. Ein noch wärmerer Beifall — und ein höchst belebter, heiterer Abend folgten dieser kleinen Narrethei, und noch spät nach Mitternacht erklang das Tafelzimmer von unsern Liedern und Sprüchen, die wir dem neu angebrochenen Jahre brachten.....

Da hier einmal von meiner Geige kurz die Rede ging, so muß ich doch auch von dem Abenteuer sprechen, zu dem sie früher bei meinem zweiten Besuche in Tübingen Anlaß gegeben.

Es gedenkt mir doch wie heute. Uhland hatte gehört, ich spiele etwas Violine und ersuchte mich, wenn ich wieder einmal käme, ja meine „Winsel" (Wiener Ausdruck) nicht daheim zu lassen. Ich hatte zugesagt und brachte nun meine Geige, nur flüchtig in ein Schnupftuch gewickelt, wirklich mit; Kolophonium und Bogen hatte ich, in Erwartung, daß es an derlei Schießbedarf in Tübingen nicht fehlen könne, in Stuttgart zurückgelassen. Nun sollte denn nach meiner Ankunft bald die erste Probe meiner Kunst abgelegt werden und sie war um so bedeutungsvoller, als mir Uhland ein Zimmer neben seiner Arbeitsstube angewiesen: „weil ihn Musik in seinen Arbeiten eher fördere als störe." Ich gestand nun meinen Mangel an Kolophonium und Bogen, worauf sofort einige Boten nach der Stadt gesendet wurden, um das Nöthige zu holen; aber sie kamen

alle unverrichteter Sache wieder zurück. Wer im Besitz jener Dinge war, der brauchte sie selbst und wer sie da nicht besaß, der konnte sie natürlich nicht leihen.

„Was hilft's?“ sagte Uhland nach einigem Bedenken wohlgelaunt: „unter solchen Umständen hilft ein rechter Mann sich selbst!“

Und so machten wir uns Beide auf den Weg, durchschritten ernst die Musenstadt nach rechts und links, klopften an manche Thüre und an manches Fenster, es wurde uns auch aufgethan, aber was wir suchten, wurde nicht gefunden.

Da blieb Uhland endlich lächelnd stehen und sagte die folgenreichen Worte:

„Ich habe einen hohen Freund, der in schwierigen Lagen der Töne viel vermag; er wird auch uns aus unserer Lage reißen! Kommen Sie!“

Und voran schritt der theure Meister — und ich ihm nach — dem hohen Stadtthurme zu.

Denn droben auf der hohen Warte der Thurmstube, nirgend anders, befand sich jener erhabene Freund, der uns aus unserer Lage retten sollte. Zu ihm auch, mit bebenden Knieen und beschleunigtem Athem, traten wir endlich ein. Der Stadtthürmer aber ersah kaum, welch' ein ruhmreicher Gast ihm in Uhland erscheine, als er erschrocken und erfreut nach dem Belieben fragte; — er schätzte sich äußerst glücklich, unsere Wünsche erfüllen zu können. Denn wirklich holte

er sofort den Violinkasten hervor, schloß ihn auf und bat mich, aus seinen Vorräthen von drei Bogen und einigen Stücken Pech meinen Schießbedarf zu wählen. Ich that's und dankte im Voraus; dann aber ging es wieder abwärts, Treppe für Treppe, dem Hause Uhland's zu, wo ich trotz der Bewegung im Blut und der Sorge im Herzen meine erste Kratzprobe ziemlich ohne Schande und Spott bestand und später, durch diesen Glücksfall kühn geworden, oft genug das sonst so stille Haus von unten bis oben mit wahren Staubwirbeln von Tönen erfüllte.

Das Volksthümliche in Schiller's Dramen.

Vortrag, gehalten zum Besten der allgemeinen deutschen Schillerstiftung im Rathhaussaale zu Weimar.

I.

Als man vor einigen Jahren mit besonderm Eifer anfing, wissenschaftliche Gegenstände in gemeinverständliche — populäre — Form zu bringen, da ging ein gelindes Grauen durch die sämmtliche gelehrte Welt.

„Was?" sagte mancher Philosoph von Fach: „sind uns Eingeweihten ein Sokrates, Plato, Aristoteles, Cartesius, Spinoza, Leibnitz, Kant, Hegel nicht populär genug? Sind wir nicht vertraut genug mit den Lehren der Pythagoräer, Eleaten, Atomistiker, Stoiker, Skeptiker, wie mit den Systemen der philosophischen Christen und Juden alter und neuer Zeit? Man will die Lehre vom Sein, vom Wesen, vom Begriff popularisiren? Was subjectiver, objectiver, absoluter Geist ist, will man statt in wissenschaftliche Goldrahmen in gemeines Blei des Ausdrucks fassen und den Blicken der großen Menge preisgeben?"

Die Männer der Naturwissenschaft riefen: „Wie? was wir mit Hilfe der Mathematik, durch kostbare physikalische Versuche, bewaffnet mit Lanzetten und Mikroskopen nach Decennien mühsam gefunden, ja worüber wir selbst mit grauen Haaren kaum klar genug sind — das will man in der Schaubude eines populären Panoramas dem großen Publikum zeigen?"

Mancher Geschichtschreiber, der sich wie Franz Moor „nie mit Kleinigkeiten abgegeben," der nur den Pomp großer Höfe, blutige Schlachten, Diplomatenkünste aus der Vogelperspective darstellte, nie aber mit dem Schicksale der Nation, mit deren Leiden und Freuden, mit deren Rechten und Verdiensten sich abgab — mancher Historiker dieser Schule dachte: „Was ich durch meine Darstellung so geschickt den Blicken der Menge entzog, will man dieser Menge jetzt näher rücken, ja man will die Erlebnisse des Volkes selbst, die lästige Wissenschaft, die unnützen Künste, die schädliche Literatur als Theile der Geschichte dem Griffel der Klio aufdringen und zwar in gemeinverständlicher Sprache?"

Also riefen und klagten die Männer der „exacten Fächer" — jeder in seiner Art, wie es in der Bibel heißt. Mancher Theologe war um den stillen Wahn seines Mysticismus, mancher Diplomat um seine Kunst zu verschweigen, was er sagen soll, mancher „correcte Denker und

Forscher" um die sieben Siegel seiner schwer- und selbstgeschaffenen Sprache bange und der gelehrte Aberglaube, daß das Weltende alles Tiefsinnigen, Schönen und Guten nahe sei, ging seufzend durch die Studirstuben deutscher Wissenschaft!

Seitdem ist man etwas ruhiger geworden, einige treffliche Leistungen in verschiedenen wissenschaftlichen Fächern haben den Begriff populär und populär unterscheiden gelehrt, man hat sich von dem Nutzen und der Würde populärer Werke überzeugt und folgende Ansicht hat sich jetzt ziemlich allgemein festgestellt:

Wenn vom Popularisiren der Wissenschaft die Rede ist, so handelt es sich nicht darum, dem Gelehrten vorzuschreiben, welche Sprache er bei der streng wissenschaftlichen Darstellung seiner Forschung anwenden solle; dem populären Darsteller ist es zumeist nur darum zu thun, die Resultate einer Wissenschaft in allgemein-verständliche Form zu bringen und dadurch zur Verbreitung wichtiger Kenntnisse beizutragen; denn keine Wissenschaft ist Selbstzweck wie es ein Kunstwerk ist; man zerstört ihren Werth nicht, wenn man ihren Inhalt in neuer Form verbreitet, während ein Kunstwerk, wo Form und Idee unzertrennlich sind, durch die Wahl einer andern Form unrettbar zerstört wird!

Wer auch heute noch über die Möglichkeit und den

Werth populärer, d. i. gemeinverständlicher Darstellungen zweifeln wollte, den erinnern wir nur an die „chemischen Briefe von Liebig;" an Littrow's „populäre Astronomie;" an Häusser's „neuere Geschichte der Deutschen;" an Schleiden's „Leben der Pflanze" und an die zahlreichen Schriften über Physik, Culturgeschichte und Erziehung. Jeder fruchtbar wirkende Professor ist mehr oder weniger gezwungen, seinen Schülern, die ja noch keine Gelehrte sind, im edeln Sinne des Wortes seine Wissenschaft zu popularisiren, und ich erinnere an einen Meister dieser Art, der ganz in unserer Nähe so ehrenvoll und erfolgreich wirkt: — Kuno Fischer in Jena!

Mehr vielleicht als die Männer anderer Fächer hat das Wort „populär" die sogenannten Kenner der schönen Wissenschaften erschreckt und sie bange gemacht, daß der Eifer zu popularisiren noch mehr Hochwasser in die Literatur bringen und eine Sündfluth erzeugen könne, die eine Arche des Geschmacks nothwendig machte, um wenigstens die Heroen der Poesie vor dem allgemeinen Untergange zu retten!

Aber auch diese Furcht entsprang aus dem unrichtigen Begriffe, den man dem Worte populär unterschob. Man hätte sich nur erinnern dürfen, daß die Bibel das populärste Buch der civilisirten Welt ist, daß in der Bibel das hohe Lied Salomonis, die Psalmen David's vorkommen, daß einige der schönsten Lieder Goethe's Volkslieder sind

und daß seine Prosa das Muster gemeinverständlicher Schreibart ist; — aber man war einmal in Furcht oder wollte es sein, Furcht aber verwirrt die Begriffe. Sowie es Leute gibt, deren Phantasie bei dem Namen Volk sofort eine Rotte Banditen vor Augen hat, so stand bei dem Worte populär vor dem Geiste manches Aesthetikers sofort der verwahrloste Begriff eines Rinaldiniromans oder Bänkelsängerlieds, das man auf regnerischen Novembermärkten um einige Pfennige verkauft.

Aber man irrte sich sehr; es gibt eine Popularisirung nach oben wie es eine nach unten gibt — und wie man allerdings z. B. die Geschichte eines Friedrich und Joseph II. für einen Theil des Volks zu Schanden popularisiren kann, so gibt es andrerseits eine Popularisirung, die sogar das einfache Leben eines Bürgers in der Darstellung dahin veredelt, daß es von den Gebildetsten der Nation eben so gern betrachtet wird wie vom schlichten Bürger und Landmann.

Und diese letztere Art der Popularisirung in der Literatur wie in der Wissenschaft ist es, die wir in Deutschland besonders schätzen und anstreben müssen; wir brauchten dies nicht erst jetzt, wenn bei uns die Sprache der Literatur und des Lebens sich wie in Frankreich mehr im Zusammenhange entwickelt hätte; aber da in Deutschland die Wissenschaften — jede für sich, die Literatur für sich, und im Leben

der Adel, der Bürger und der Bauer auch wieder für sich lebte und strebte, da kamen, möchte ich sagen, so viele Einsiedler- und Junggesellensprachformen zu Tage, daß wir ernsthaft Noth haben, dieses Hagestolzenthum unserer Sprache in eine gemeinsame Familienform nationalen Denkens, Fühlens und Sprechens zusammenzuleiten und richtig zu verschmelzen. In Frankreich und England wird es wenige Werke der Philosophie und Geschichte, der Politik und Literatur geben, die nicht mit geringen Ausnahmen die große Mehrheit der Nation zu verstehen im Stande wäre; — bei uns aber — man gebe einmal einem sonst ganz verständigen Bürger unsern Philosophen Hegel in die Hand, ob er sich in dessen Sprache finden wird?

Populär — d. i. gemeinverständlich im guten Sinne ist also kein Begriff, welcher der Wissenschaft und Literatur Nachtheil droht; je höher der Bildungsstand einer Nation ist, desto höher ist auch der Begriff populär — gemeinverständlich — anzuschlagen. Durchschauert Einen nicht Entzücken und Bewunderung bei dem Gedanken, daß es bei den Griechen einen Bildungsgrad der Nation gab — wo Homer populär war?

So weit sind wir in Deutschland nun freilich noch nicht, aber wir sind auf gutem Wege und zählen Genies zu populären Größen, die auch eine Zierde des blühenden Griechenlands gewesen wären. Wer kann sich der lebhafte-

sten Freude erwehren, daß in diesem Augenblicke die erste Verlagshandlung Deutschlands, Cotta in Stuttgart, eine Volksbibliothek ankündigt, deren Bestandtheil unter Anderm das wissenschaftliche Wunderwerk — der „Kosmos" von Humboldt ist? Auf welche Theilnahme, auf welch' hohen und weitverbreiteten Bildungsgrad unserer Nation muß die berühmte Verlagshandlung rechnen, da sie solche Werke zu billigen Preisen abzugeben und zum Gemeingut der Nation zu machen sich entschlossen hat!

II.

Sehr befördern würde es unsere Betrachtung, wenn sich in Schiller's Werken, die selbst ein Gegenstand der Untersuchung sind, Stellen auffinden ließen, die über das Wort „populär" einige entscheidende Ansichten enthielten; und in der That fällt es auch nicht schwer, solche Stellen zu entdecken. Ich erinnere nur an die Recension, welche Schiller über Bürger's Gedichte schrieb; in der Einleitung jener Recension nimmt er Anlaß, über den Begriff „populär" und über die Bedeutung der „volksthümlichen Dichtung" einige höchst wichtige Ideen auszusprechen.

Und wie lauten Schiller's Ideen hierüber? Sind sie geringschätzend? Werth und Bedeutung leugnend? Mit nichten!

„Popularität ist“ sagt er „weit entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern oder mittelmäßige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr — und fürwahr eine so schwere Aufgabe, daß ihre glückliche Auflösung der höchste Triumph des Genies genannt werden kann. Welch’ Unternehmen“ fährt er fort — „dem heikeln Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu sein — ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den Kinderverstand des Volks anzuschmiegen! . . . Als der aufgeklärte, verfeinerte Wortführer der Volksgefühle, wird der Volksdichter dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affect der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. s. w. einen reinern und geistreichern Text unterlegen; er wird, indem er ihnen den Ausdruck lieh, sich zum Herrn dieser Affecte machen und ihren rohen, gestaltlosen, oft thierischen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens wird ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkens in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu errathen geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntniß bringt er die gewagtesten Vernunftwahrheiten in reizender verdachtloser Hülle lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph und

Gesetzgeber sich erkühnen dürfen, sie im vollen Glanze herauszuführen. . . . In diesem Sinne genommen, scheint der Volksdichter, man messe ihn nach den Fähigkeiten, die bei ihm vorausgesetzt werden oder nach seinem Wirkungskreis, einen sehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talent ist es gegeben, mit den Resultaten des Tiefsinns zu spielen, den Gedanken von der Form los zu machen, an die er ursprünglich geheftet, aus der er vielleicht entstanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen — so viel Kunst in so wenigem Aufwand, in so einfacher Hülle so viel Reichthum zu verbergen! . . ."

Dies der Ausspruch unsers großen Dichters. Welche Anwendung er davon auf Bürger's Gedichte machte, das ist aus der vorerwähnten Recension bekannt; — aber welche Anwendung sollen wir auf Schiller selbst davon machen? Es sei mir erlaubt, eine flüchtige Antwort auf diese Frage zu versuchen. . . .

Schiller ist der nationalste, populärste Dichter Deutschlands — wer hätte diesen Ausspruch nicht oft genug gehört und zum Theil schon selbst gethan?

Aber Schiller — der populärste Dichter Deutschlands? — er, der nie darnach gestrebt hat, in dem engern Sinne ein volksthümlicher Dichter zu sein, wie es z. B. Bürger war? War es Schiller nicht stets nur darum zu thun, ohne Rücksicht auf das Publikum auf die höchsten

Ziele eines schöpferischen Geistes loszugehen, die erhabensten Formen alter und neuer Zeit zum Muster zu nehmen, diese Formen mit dem gediegensten Inhalt der Wissenschaft und Erfahrung zu füllen — und schließlich in harmonischen Meisterwerken den schönsten Gefühlen des Herzens, den reinsten Forderungen der Vernunft und den blühendsten Gebilden der Phantasie gerecht zu werden?

Schiller's eigene Worte, die er bei verschiedenen Anlässen niederschrieb, geben von dem Ziele, das er verfolgte, am besten Zeugniß. Ich erinnere an seinen Jugendaufsatz: „Die Schaubühne, eine moralische Anstalt;" darin steht er nicht an, die Wirkung und Nothwendigkeit der Bühne gleichzustellen der Wirkung und Nothwendigkeit der Religion im Staate, da die Gerichtsbarkeit der Bühne wie der Religion da anfange, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze endet. Ich erinnere ferner an die Stelle in der wiederholt erwähnten Recension über Bürger, wo er von dem Dichter verlangt, daß er im Denken und Fühlen auf der Spitze seiner Zeit stehe, im Wissen und Leben die Stufe der Vollkommenheit erlange.

„Begeisterung allein ist nicht genug" sagt er; „man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als

möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichsten zu rühren!"

Noch ausführlicher, tiefer und zusammenhängender spricht er sich über die Würde und den Werth der Kunst und Poesie in seinen vortrefflichen „Briefen über ästhetische Erziehung des Menschen" aus. Er sagt hier gradezu — und beweist es auch:

„Die Schönheit (in Kunst und Poesie) ist es, durch welche der Mensch zur Freiheit wandert; denn der Mensch in seinem physischen Zustande erleidet blos die Macht der Natur; er entledigt sich dieser Macht in dem ästhetischen Zustande — und er beherrscht sie in dem moralischen."

Freilich fragt der Dichter gleich darauf auch: „Existirt aber ein solcher Staat des schönen Scheins und wo ist er zu finden?"

Schiller antwortet:

„Dem Bedürfnisse nach existirt er in jeder feingestimmten Seele; der That nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche — in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln finden!"

Da haben wir also deutlich ausgesprochen, wie klein sich Schiller das Publikum dachte, auf welches seine erhabenen Bestrebungen zunächst wirken dürften und es

scheint ein Ruf der edelsten Resignation, wenn wir anderswo lesen: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten!"

Und dennoch — dennoch ist es keine bloße Redensart — es ist Wahrheit — Thatsache: *Schiller ist trotzdem der nationalste, der populärste Dichter Deutschlands!*

Wie ist das zugegangen? . . .

Am Ende so einfach als möglich. Schiller strebte *vollkommen* zu werden — er *wurde* es auch in seinen Meisterwerken — und in der Kunst wie in der Poesie fallen für jeden gesunden Sinn *vollkommen* und *verständlich* zusammen; während der Kenner ein Kunstwerk mehr *denkend* genießt, genießt es der Laie mehr *fühlend*, von geheimnißvoller Gewalt erfaßt!

Schiller hat den Philosophen Respect eingeflößt durch die reiche Fülle seiner Gedanken, er hat den Historikern imponirt, indem er nicht blos Geschichte schrieb, sondern sie auch greifbar zu verkörpern verstand; Schiller hat eine Sprache gefunden, welche vom Gebildeten sofort im ganzen Umfange verstanden wird, den Ungebildeten aber selbst da, wo sie nicht ganz begriffen wird, mit unwiderstehlicher Gewalt fortreißt, erwärmt und läutert!

Wie wenig Schiller während seines Schaffens liebäugelnd nach dem Geschmack des Publikums fragte, wie er

mit puritanischer Strenge dem reinen Schöpferdrange nachging, das zeigt uns die gute Lehre, die er dem schöpferischen Talent auf seinen schweren Lebensweg mitgibt:

„Der Künstler (und Poet) ist zwar der Sohn seiner Zeit" sagt er „aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling bei Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück, aber nicht um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnon's Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edlern Zeit, ja jenseits aller Zeiten, von der absoluten, unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. . . . Und wie verwahrt sich der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet! Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und dem Bedürfniß!"

So spricht Schiller; so spricht ein Mann!

Welch' eine Erscheinung jenen verbuhlten Talentchen gegenüber, die schon während ihrer Arbeit schmachtend nach den beliebten Schwächen des Publikums spähen, um ihnen

gerecht zu werden; die, wenn ihre liebende Musengattin zweier Verslein genesen, alle Glocken läuten, Herolde in die Straßen senden — die gesammte Menschheit zu Gevatter bitten möchten, um das glückliche Familienereigniß mitfeiern zu helfen; die vor jedem Luftzug der Kritik in Ohnmacht fallen, aber schnell wieder erholt — in Gesellschaft ihres lyrisch Neugebornen Wochen lang alle Theetische unsicher machen!

Aber die Poesie hat ihre Rachegöttinnen wie das Leben; vertilgt sind die Spuren solcher Schmachtjünger wieder, sowie ihr flüchtiger Anlauf gethan ist; dagegen folgt das verschmähte Glück freiwillig den männlichen Heroen auf dem Fuße; — Schiller trat mit eisernem Fuße mitten in seine betroffene Zeit — und was war seine Strafe? .. Die Nachwelt liegt zu seinen Füßen! ...

III.

Es ist nun die Frage: — enthalten denn Schiller's dramatische Dichtungen auch jene Art volksthümlicher Elemente, welche, im engern Sinne des Wortes genommen, heutzutage schärfer gefaßt und mit so viel Sorgfalt gehegt werden?

Wir antworten ohne Bedenken: Schiller's dramatische Dichtungen enthalten nicht blos volksthümliche Elemente

— sie liefern uns sogar einzelne Meisterstellen, wie ganze Werke dieser Art!

Nehmen wir, ohne viel zu wählen — eines der Jugenddramen Schiller's — es liegt uns als „bürgerliches Trauerspiel" nahe — „Cabale und Liebe!" . . .

Es versteht sich von selbst, daß wir das volksthümliche Element des Stückes vor Allem in der bürgerlichen Stube des Musikus Miller suchen werden; und wir täuschen uns auch nicht. Hier finden wir nicht nur die trefflich gezeichnete Familiengruppe des Miller, seiner Frau und seiner Tochter, die dem Stücke in Wahrheit den Stempel eines bürgerlichen — oder was hier gleichbedeutend ist — volksthümlichen Stückes aufdrücken; auch höher gestellte Personen betreten dieses Terrain und nehmen zum Theil, der Hausbewohner wegen, eine bürgerliche, volksthümliche Sprache an. Daher haben wir vor Allem wohl zu unterscheiden 1) wo das volksthümliche Element nach Sprache und Charakter ganz rein — und wo es 2) gemischt und nicht ganz natürlich auftritt. . . .

In Bezug auf Charakterzeichnung tritt das volksthümliche Element in der Familie Miller bei dem Musikus, seiner Frau — und selbst bei der schwärmerischen Louise vollkommen rein auf; denn die Schwärmerei der letztern ist kein seltener Antheil des bürgerlichen Lebens, besonders in Frauenherzen. Sehen wir aber auf die Sprache des

Stücks, so müssen wir gestehen, daß diese in der Miller'schen Familie — im volksthümlichen Sinne — nur ganz rein vom Musikus und dessen Frau gesprochen wird, während Louise die volksthümliche Linie nur stellenweise inne hält, oft genug aber die erlaubte Gränze überschreitet.

Werfen wir z. B. einen flüchtigen Blick auf die Einleitungsscene des ersten Acts. Sie bildet eine Exposition, die nicht klarer, frischer und wahrer sein könnte. Miller und seine Frau sind allein. Charakter und Sprache der beiden Figuren sind dem bürgerlichen Leben aus dem Gesichte geschnitten. Wir haben im aufgeregten Miller das gesunde, männliche, auf Ehr' und Sitte fest fußende Bürgerthum — in seiner Frau aber jenes — leider nicht seltene — breitspurige und an Frivolität streifende Behagen, welches in Gesellschaft des Caffeetopfs und der Dose das bürgerliche Gewissen jetzt mit einem Schluck aus der Tasse, jetzt mit einer Prise Tabak beschwichtigt.

Kann man ein volksthümliches Stück mit treffendern Worten eröffnen als es Schiller mit den Worten des Musikus thut?

„Einmal für allemal" ruft er — „der Handel wird ernsthaft. Meine Tochter kommt mit dem Baron in's Geschrei. Mein Haus wird verrufen. Der Präsident bekommt Wind und — kurz und gut, ich biete den Junker aus!"

Ganz wie es in der Volkssprache sein muß — keine

Periode gedrechselt — jeder Gedanke ein Satz — jeder Satz eine Situation — man wird mit wenigen Worten mitten in die Handlung geführt.

Und was erwidert die ruhige Hausfrau, die im Morgengewand bei ihrer Tasse Caffee sitzt, Schnupftuch und Dose neben sich?

„Du hast den Baron nicht in Dein Haus geschwatzt — hast ihm Deine Tochter nicht nachgeworfen."

Was ist natürlicher als daß grade diese schwerhörige Ruhe den Miller schärfer in's Gefecht führt? Er ist gezwungen, seinem Weibe — und somit dem Publikum — die Lage der Dinge deutlicher zu machen und seine Sprache geht einen meisterhaften Schritt vorwärts, indem sie bei steigender Wärme immer handgreiflicher — endlich witzig, sinnbildlich wird und mit Sprichworten um sich wirft. Mit brennenden Farben malt er die Gefahr:

„Gib Du Acht, gib Du Acht! und wenn Du aus jedem Astloch ein Auge streckest und vor jedem Blutstropfen Schildwache ständest, er wird sie Dir auf der Nase beschwatzen, dem Mädel Eins hinsetzen und führt sich ab und das Mädel ist verschimpfirt auf ihr Lebenlang!"

Frau Millerin weiß hierauf Nichts zu sagen als:

„Gott behüt' uns in Gnaden!"

„Es hat sich zu behüten" ruft Miller und wird immer hitziger, indem er die Gefahren noch ausführlicher darlegt;

— die Millerin erwidert auch jetzt nur: „Solltest nur die hübschen Billeter lesen, die der gnädige Herr alle an Deine Tochter schreiben thut. Guter Gott, da sieht man's ja sonnenklar, wie es ihm pur um ihre schöne Seele zu thun ist."

„Das ist die rechte Höhe!" ruft Miller — „Auf den Sack schlägt man, den Esel meint man. Wer einen Gruß an das liebe Fleisch zu bestellen hat, darf nur das gute Herz Boten gehen lassen. Wie hab' ich's gemacht? Hat man's nur erst so weit im Reinen, daß die Gemüther topp machen, wutsch! nehmen die Körper auch ein Exempel; das Gesinde macht's der Herrschaft nach und der silberne Mond ist am Ende nur der Kuppler gewesen!"

Diese Sprache, die auf dem Trommelfelle tobend jedes anständige Mutterherz aufrütteln müßte — veranlaßt die Frau Millerin höchstens zur schwierigen Wahl zwischen einer Prise oder einem Schluck aus der Tasse, wobei sie sehr geschmeichelt bemerkt, was für schöne Bücher der Herr Baron ihrer Tochter in's Haus schicke und ihr letztes Wort — das sie als würdige Hausfrau natürlich haben muß — ist: „Man muß den Herrn Major nicht disguschthüren, weil er des Präsidenten Sohn ist!"

Das Auftreten des Secretärs Wurm stört den volksthümlichen Ton des Miller'schen Ehepaars nicht; im Gegentheil geht der schlaue Fuchs, den wir später beim Prä-

sidenten die Waffen der Bildung fertig handhaben sehen, beim Musikus in den volksthümlichen Familienton des Hauses ein — keine höhere Phrase, kein metaphysischer Laut seines wohlcultivirten Geistes entschlüpft ihm. Miller und seine Frau aber werden durch die Anwesenheit des Secretärs nur veranlaßt, ihre volksthümlichen Charaktere von ganz neuen Seiten zu zeigen. Sie — die Frau Musikus — die bis jetzt den Reden ihres Mannes nur eine heroische Unerschütterlichkeit entgegengesetzt hat — sie wird jetzt dem Secretär Wurm gegenüber der active, angreifende Theil. Sie sagt dem (früher wahrscheinlich gar nicht ungern gesehenen Bewerber Louisens) erst in Andeutungen, dann mit runden Worten: sie und ihre Tochter seien jetzt andern Sinnes geworden, sie wollten jetzt höher hinaus und er könne gehen, woher er gekommen. Miller — ihr Mann — der sich eine Weile beobachtend und corrigirend verhält, wird endlich gezwungen — gegen seine Frau das Faustrecht zu gebrauchen und dem „blauen Wettermaul" (wie er seine liebende Gattin einmal nennt) das Wort zu entreißen; — erst bürgerlich höflich gegen den Secretär und ihn sitzen heißend — wird er nun bürgerlich derb und liest dem Brautwerber, der ihn als Fürsprecher bei seiner Tochter zu Hilfe ruft, frischweg den Text:

„Ich rathe meiner Tochter Keinen" sagt er — „aber Sie mißrath' ich meiner Tochter, Herr Secretarius! Lassen

mich ausreden! Einem Liebhaber, der den Vater zu Hilfe ruft, trau' ich — erlauben Sie — keine hohle Haselnuß zu . . . Hat er's Courage nicht, so ist er ein Hasenfuß und für den sind keine Louisen gewachsen!"

Als Wurm mit solchen Complimenten abgefertigt und zur Thür hinausgesteinigt ist, faßt der Miller seinen ganzen Zorn noch einmal in ein Donnerwetter gegen das Betragen seiner Frau zusammen — — und mitten in diesem Donnerwetter theilen sich die Wolken und wie eine liebliche Sonne, die uns die Familie in einem ganz neuen Lichte zeigen soll — tritt Louise, eine hold-elegische Erscheinung, aus der Kirche kommend, herein. . . .

Louisens Benehmen in dieser Scene ist noch durchaus volksthümlich und natürlich — und wenn sie hie und da zu Sätzen und Worten greift, die über ihrer Sphäre liegen, so darf nicht vergessen werden, daß kurz zuvor von Büchern die Rede war, die ihr der Herr Major so fleißig in's Haus geschickt; wie wir den Herrn Major — einen braven, aber excentrischen Jüngling — später kennen lernen, mögen diese Bücher zum Theil zwar Werke für höhere Bildung, zum Theil aber auch Romane etwas überspannter Natur gewesen sein. So konnte Louise ganz wohl dazu kommen, feinere Gedanken zu denken und sie gewählter auszudrücken — um so mehr als ihr diese Gedanken zumeist die Liebe

eingibt — eine Liebe jener wahren, ganzen, begeisterten Art, die den Menschen in ein höheres Wesen umwandelt und leider stets auch über Leben und Tod entscheidet! In diesem Zustande kann Louise ganz wohl einmal zu ihrem Vater sagen:

„Ich beweine mein Schicksal nicht. Ich will ja nur wenig an ihn (den Major) denken — dies Bischen Leben — dürft' ich es hinhauchen in ein leises schmeichelndes Lüftchen, sein Gesicht abzukühlen! Dies Blümchen Jugend — wär' es ein Veilchen und er träte darauf und es dürfte bescheiden unter ihm sterben! Damit genügte mir, Vater! Wenn eine Mücke in ihren Strahlen sich sonnet — kann sie das strafen, die stolze majestätische Sonne?"

Auch in der folgenden Scene, wo der Major Walter zum Musikus kommt, hält sich der Charakter und die Sprache Louisens noch wohl in dem Rahmen des Bürgerlichen; und es ist bezeichnend, daß, als der Major einmal sagt: „Ich schaue durch Deine Seele wie durch das klare Wasser dieses Brillanten; hier wirft sich kein Bläschen auf, das ich nicht merkte — kein Gedanke tritt in Dein Angesicht, der mir entwischte" — Louise dem Geliebten eine Weile stumm in's Auge sieht und mit Wehmuth sagt:

„Ferdinand, daß Du doch wüßtest, wie schön in dieser Sprache das bürgerliche Mädchen sich ausnimmt!"

Diese Besinnung hat Louise grade in den Unterredungen

mit Ferdinand oft; dieser feurige, in ewigem Liebes- und Zornsturm hinlebende Jüngling verbraucht gerade in Louisens Nähe einen Aufwand von himmelstürmenden und sublimen Ausdrücken, daß das Bürgermädchen, welches oft nur errathen kann, was er sagt, sich unwillkürlich an ihren beschränkten Lebenskreis erinnert und ihm gegenüber fast durchwegs nur klare Gedanken einfach ausspricht . . . Anders freilich verhält sich's in Situationen mit andern Personen; so tritt die Sprache Louisens in der Scene mit Lady Milfort öfter ganz aus dem bürgerlichen Rahmen.

Sätze, wie dieser:

„Ich war eben im Begriff, diesen prächtigen, blitzenden Rubin zu beweinen, der es nicht wissen muß, daß seine Besitzerin so scharf wider Eitelkeit eifert" — sind selbst für die gewählteste Bürgersprache nicht mehr zulässig; ebensowenig — so treffend der Gedanke an sich ist — wird folgende Stelle zu billigen sein:

„Wer sollte sich träumen lassen, daß Lady Milfort ihrem Gewissen einen ewigen Scorpion halte, daß sie Geldsummen aufwende, um den Vortheil zu haben, jeden Augenblick schamroth zu werden?"

Noch weniger kann Louise Ausdrücke gebrauchen, die an wissenschaftliche Voraussetzungen erinnern, wie:

„Hat Ihre Wonne die Verzweiflung so nöthig zur Folie?"

Am wenigsten aber Sätze, wie diesen:

„Wenn selbst die Gottheit dem Blick der Erschaffenen ihre Strahlen verbirgt, daß nicht ihr oberster Seraph vor seiner Verfinsterung zurückschauere — warum wollen Menschen so grausam sein?"

Manchmal scheinen die Rollen der Lady und Louisens gradezu verwechselt zu sein. Die Lady wird bürgerlich einfach, derb, ja unanständig gegenüber dem unglücklichen Mädchen — und Louise antwortet ihr wie eine überlegen denkende Dame. So sagt die Lady einmal:

„Wo will Sie hinaus, meine Kostbare? Sind diese Finger zur Arbeit zu niedlich? Ist es ihr Bischen Gesicht, worauf Sie so trotzig thut?" Louise erwidert:

„Mein Gesicht, gnädige Frau, gehört mir so wenig als meine Herkunft!" Die Lady wird noch zudringlich-derber und sagt der Louise in's Gesicht: — man habe sie mit ihrer Liebe zum Besten — ihre Wangen seien nicht im Feuer vergoldet; was ihr der Spiegel für massiv und ewig verkaufe, sei nur ein dünner, angeflogener Goldschaum, der ihrem Anbeter über kurz oder lang in der Hand bleiben müsse: — „was werden wir dann machen?" schließt die Lady ihre Invective . . . Louise lächelt schmerzlich und erwidert:

„Den Anbeter bedauern, Mylady, der einen Demant kaufte, weil er in Gold schien gefaßt zu sein!"

Was zur Rechtfertigung Louisens in dieser Scene gesagt werden kann, hat auch Lady Milfort bald herausgefunden — sie sieht, daß Louise von dem Umgange mit Ferdinand profitirt haben müsse. „Diesen Trotzkopf hat sie von ihm" sagt die Lady gleich anfangs der Scene und später, als Louise durch Haltung und Sprache imponirt, ruft sie aus: „Mädchen! diese Größe hast Du nicht auf die Welt gebracht und für Deinen Vater ist sie zu jugendlich. Lüge mir nicht! Ich höre einen andern Lehrer! . . ."

Indessen — trotz dieser einzelnen Auswüchse — muß man diese Scene im Zusammenhange lesen, um den dramatischen Bau des Dialogs zu bewundern und zu gestehen, daß Louise, was ihren Charakter betrifft, als im Sinne des Volksthümlichen gehalten, vollkommen vertheidigt werden darf. Bei der Louise Millerin sind und bleiben die Uebertreibungen durchwegs nur auf die Sprache beschränkt — der Charakter ist aus dem Boden des schlichten Bürgerthums gewachsen und erreicht keine Höhe, die dem Bürgerthum unter Verhältnissen nicht erreichbar wäre. . . . Das elegische Auftreten zu Anfang des Stücks — Louisens ahnungsschwere Haltung bei Ferdinand's erstem Besuch — ihre anfängliche Schüchternheit bei der Lady, dann ihr gereizter Stolz und ihre tugendhafte Herausforderung der mächtigen Favoritin gegenüber — ferner in der spätern Scene Louisens Verhalten gegen den Pei-

niger Wurm — endlich die dumpfe Resignation, die heroische Ergebung in ihr Schicksal, als sie im fünften Acte mit ihrem Vater und Ferdinand verkehrt — ja selbst: wie sie stirbt — alle diese Momente sprechen auf's Deutlichste von der wahrhaft volksthümlichen Grundlage in Louisens Charakter. . . .

Und wäre es denn auch anders möglich? Louise ist doch des Musikus Tochter — „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme“ sagt das Sprichwort; — sollte denn Louise ganz aus der Art geschlagen haben dem bürgerlich kernhaften Vater gegenüber, der nicht nur die volksthümliche Hauptgestalt des Stückes, sondern überhaupt der Typus des mannhaften deutschen Volksthums ist?

Wie — oder wäre dem nicht so? Sollte der Musikus Miller wirklich eines Zuges entbehren, der ihm eine solche Ehre verkürzte? . . .

Wir haben ihn gesehen, wie er gegen seine Frau den heftigen Sittenprediger macht und die Ehre seines Kindes, Hauses und Standes derb, ehrlich, witzig und sinnbildlich vertheidigt; wir haben ihn gesehen, wie er den Secretär Wurm mit einer Aufrichtigkeit behandelt, wie sie seinem Stande ganz angemessen ist; — mit dem Auftreten der Louise wird uns eine ebenso neue als rührende Seite seines Charakters enthüllt. War er bisher polternd und schonungslos — so wird er seinem Kinde gegenüber plötzlich weich,

betrübt, voll zärtlicher Schonung. Louise ist sein einziges Kind, ein treffliches holdes Kind, sie ist ihm lieb wie sein Augapfel — er selbst sagt später, daß er stets an ihr „abgöttisch" hing. Dieses geliebte, einzige Kind ist jetzt unglücklich, sein Denken und Fühlen geht auf in Liebe zu dem Major; auf den sanften stillen Gruß des Kindes, das eben aus der Kirche kommt, sagt er warm:

„Brav, meine Louise! Freut mich, daß Du so fleißig an Deinen Schöpfer denkst. Bleib immer so und sein Arm wird Dich halten."

Aber Louise, ganz erfüllt von der einen Leidenschaft ihrer Liebe — springt zu der Frage nach dem Major über: „War er da, Mutter?" und der bekümmerte Vater sagt:

„Ich dachte, meine Louise hätte den Namen in der Kirche gelassen!"

Als Louise hierauf immer wieder mit elegischen oder energischen Gedanken zu dem einen Gegenstande ihres Herzens zurückkehrt, sind es nicht Vorwürfe, sondern Klagen voll Mitgefühls, die der alte Vater ausstößt; der ganze Lärm und Zorn gegen den früher so scharf abgekanzelten Junker ist hin. — „Nimm meinen alten Kopf" ruft er: „nimm Alles, Alles — den Major — Gott ist mein Zeuge — ich kann Dir ihn nicht geben!" Erst später, wo die Gefahren seines Kindes und Hauses schroff hervortreten, schlägt

diese Milde gegen den Baron wieder in heftige Vorwürfe, ja Drohungen um und dieser Zustand bildet den Uebergang zu jener denkwürdigen und stets hinreißenden Scene am Schlusse des zweiten Acts, wo Miller, sein Kind und sein Haus vertheidigend — als liebender Vater, als beleidigter Bürger, als empörter redlicher Mann zwischen den Formen der Höflichkeit, Sorge, Angst und Verzweiflung hindurch endlich kurzen Proceß macht und den ungebetenen Gast — den Präsidenten — „halten zu Gnaden" — zur Thür hinauszuwerfen droht!

Die Art, wie sich Miller im weitern Verlauf des Stückes verhält: — seine männlich-dumpfe Verzweiflung im Anfang des fünften Acts — seine wiederholte Zuflucht zur Religion — seine herzzerreißenden Bitten und religiösen Standreden an seine Tochter, um sie von Selbstmordgedanken zu heilen — sein kindischer Jubel, als ihm das gelingt und er beschließt: mit der Tochter fortzuziehen „und die Geschichte ihres Grams auf die Laute zu setzen;" — ferner sein Auffahren gegen den Major, dessen Leiden er gleich darauf ehrlich bedauert — endlich die unvergleichliche Scene, wie er sich über das vom Major empfangene Gold freut, es ganz und gar für seine Louise verwenden will — aber es entsetzt dem Geber vor die Füße wirft, der ihm den Verlust des Kindes damit ersetzen will: — wer wollte je mehr wahre und mannigfaltige Züge des Lebens

in einen Volkscharakter vereinigt haben als Schiller, der Großmeister, in diesem Musikus?

Mit ihm wollen wir auch von dem ganzen Stücke Abschied nehmen, das wir nur darum ausführlicher behandelt haben, um uns die Bewegung durch die übrigen Stücke leichter und freier zu machen; — die Frau Millerin läßt der Dichter als unbedeutende Person selbst bald fallen — und der trefflich gezeichnete Kammerdiener der Lady Milfort ist eine so bekannte, volksthümliche Figur, daß sie füglich nur erwähnt zu werden braucht! . . .

IV.

Aus dem parlamentarischen Leben ist bekannt, wie oft ein bedeutender Mann, von einer großen Idee erfaßt, sich einige Freunde wirbt und den Ansatz zu einer neuen Partei bildet; je nachdem das Ziel dieser Partei von der öffentlichen Meinung begriffen und gebilligt wird, nimmt die Zahl der Anhänger zu oder ab und es kann geschehen, daß die junge Partei heute der Majorität den Sieg streitig macht, morgen wieder in eine ganz bescheidene Stellung zurückgedrängt wird — bis ein großer Augenblick ihr den Sieg verschafft und sie an's Ruder des Staates führt.

Gerade so ergeht es in Schiller's dramatischen Werken dem volksthümlichen Element.

In den „Räubern" zwischen genialen Anläufen und gigantischen Uebertreibungen durchschimmernd kommt es hauptsächlich in der unedlen Gesellschaft der Mordbrennerbande zum Vorschein und Moor's alter Diener, Daniel, rettet dessen Ehre durch braves, wackeres Betragen.

In „Fiesco" tritt das volksthümliche Element schon etwas geordneter und kecker auf und macht unserer Nation alle Ehre in der „handfesten Tapferkeit und ehrlichen Einfalt" des Deutschen in der herzoglichen Leibwache — dessen „deutsche Hiebe" uns immer ein Labsal sind, wenn die „deutsche Friedensliebe" an der Eider oder anderswo gar zu sehr von hamletischen Bedenken überfließt; aber das volksthümliche Element kann auch hier noch nicht ganz von unedler Kameradschaft lassen und geht ziemlich vertraut mit dem „confiscirten Mohrenkopf" um — wogegen es aber auch die Ehre hat, vom Helden des Stücks, von Fiesco, ausgezeichnet zu werden, der in der achten Scene des zweiten Acts den aufgeregten Handwerkern über die beste Staatsverfassung eine Volksrede hält, wie sie auf dem römischen Forum kaum jemals wirksamer gehört worden ist.

In „Cabale und Liebe" — dem dritten Stücke Schiller's — erringt das volksthümliche Element, wie wir gesehen haben, nahezu die Herrschaft — freilich nur, um in dem folgenden Stücke „Don Carlos" wieder ganz vom Schauplatze zu verschwinden.

Aber dieses gänzliche Entfernen des volksthümlichen Elements scheint nur deßhalb geboten zu sein, um es in „Wallenstein's Lager" desto reiner und würdiger vorführen zu können. Hier breitet sich's in wunderbar treuer Kriegsscene vor uns aus, verkörpert uns deutsche und ausländische Stammeseigenthümlichkeiten, führt sich in allen Waffengattungen, in Religionsparteien, im Rock des Bürgers und Bauers — ja selbst im Weiberrock der berühmten „Gustel von Blasewitz" vor. Zwar verschwindet es in den „Piccolomini's" wieder, aber in „Wallenstein's Tod" marschirt es wenigstens flüchtig noch einmal in Gestalt eines Gefreiten und seiner Kürassiere auf.

Wieder verläßt das volksthümliche Element in der „Maria Stuart" die Bühne ganz — nimmt in der „Jungfrau von Orleans" ein romantisches Gewand um und geht gottbegeistert unter Landleute und Hirten; — — da erscheint endlich der große Augenblick — das volksthümliche Element wird mannhaft — siegreich — beherrscht zuletzt die Handlung eines ganzen Meisterwerks — im „Wilhelm Tell!"

Hier befiehlt es über ein ganzes Volk von Hirten — ja was sage ich? — es beherrscht Land und Leute! Denn die belebte, wie die leblose Natur — Thiere, Luft, Seen und Berge spielen mit und entlehnen dem Volksthümlichen ihren Charakter. . . . Da kommt der Sturm

„als grauer Thalvogt“ durch das Land; — da „zieht der Mythenstein seine Haube an;“ — da „springen die Fische und das Wasserhuhn taucht unter“ — dieweil ein Gewitter in der Luft und ein Wetter des Volkes im Anzug ist; Volk und See „wollen ihr Opfer haben;“ — und als endlich Hochwachen auf den Bergen stehen, die Burgen der Peiniger gebrochen sind und Siegesfeuer auf den Bergen leuchten — da gibt „die Jungfrau, die seit Ewigkeit verschleiert über dem Lande sitzt“ im Alpenglühen ihre Freude zu erkennen, daß ein braves Volk gerettet ist! . . .

Wie die „Räuber“ ein Vorspiel der französischen Revolution gewesen — so war „Wilhelm Tell“ das nationale Vorspiel der Tirolerkämpfe 1809 und der Befreiungskriege 1813. Napoleon — ein unendlich größerer Landvogt — aber doch ein Landvogt für Deutschland, der unser Volk zwang, den Reichsapfel der Einheit vom Haupte unserer jugendfrischen Zukunft zu schießen — Napoleon haßte unsern großen Dichter — er fürchtete in ihm vielleicht das Tellsgeschoß des Schicksals, welches ihn später auf den Feldern von Leipzig streifte, bei Waterloo tödtlich verwundete — und dem er auf der Insel St. Helena endlich erlag! . . .

Ziehen wir eine Summe der volksthümlichen Elemente, die in Schiller's dramatischen Werken zur Geltung kommen, so finden wir in Bezug auf die S p r a c h e, daß sie — ab-

gesehen von den Auswüchsen in den Jugenddramen — das wahrhaft Volksthümliche besitzt: bestimmt, klar, sachlich, den Umständen und Personen angemessen zu sein und nicht selten durch Sprichworte oder symbolisch-allgemeine Ausdrücke überraschend anschaulich zu werden; — besehen wir uns die Charaktere, so finden wir, daß uns diese im Allgemeinen das Standesgemäße, aus fester Sitte Gewordene darstellen, wobei das Gute und Ehrenhafte, wie das Unedle, Aberglaube, Vorurtheil u. s. w. nicht fehlen.

Merkwürdig genug aber — eine unentbehrliche und für das deutsche Volksthum besonders bezeichnende Eigenschaft suchen wir in allen Dramen Schiller's bis zum „Tell" herauf vergebens — es ist das „Familienhaft-Naive" mit den kleinen gothischen Ansätzen häuslicher Sitte.

Wie reizend, wie wahr, wie krystallig klar in der Form sind die Volksgestalten Goethe's und welches Detail finden wir z. B. im Egmont, wie in vielen größern und kleinern Stücken! Schiller's Figuren geben uns doch zumeist nur das Reinmenschliche in beschränkter Volksgestalt, dagegen fehlt ihnen nur zu oft das Concrete, wie es sich im abgegränzten Familienleben ausbildet. Das kommt aber auch großen Theils daher, daß sich Schiller — und das ist keine seiner geringsten Tugenden — als Dramatiker keine Zeit nimmt, viel concretes Detail zu geben; seine stets im großen Stil angelegten Handlungen sind bei Beginn des

Stücks oder bald darauf schon so stark im Gange, die Gemüther der Betheiligten schon so beschäftigt und aus ihrer gewohnten Lebensart gerissen, daß das Reinmenschliche in allgemeinern Linien bereits überall vorherrscht. . .

So treibt sich das in den „Räubern“ durchblickende Volksthümliche in Schenke und Wald umher — wo soll da das „Familienhafte“ eine Stelle finden? Im „Fiesco“ rumort das Volk zumeist auf den Straßen oder in aufgeregten Versammlungen umher — wer wollte hier — und gar beim Italiener — das Familienhaft-Behäbige suchen? In „Cabale und Liebe“ behauptet sich nur die Frau Millerin eine Weile bei ihrem gewohnten Frühstück, während Miller, sowie der Vorhang aufgeht, seine Geige wegwirft und sie nicht mehr aufnimmt, so lange das Drama spielt; auch Louise sehen wir das ganze Stück hindurch keine Hand mehr an eine häusliche Arbeit legen. „Wallenstein's Lager“ könnte zwar für eine kriegerische Familienscene angesehen werden und ist gewiß als solche vortrefflich gehalten; allein die Kriegsbrüder und Schwestern sind doch nicht von Jugend an mit einander aufgewachsen und die Wohnungen von Leinwand deuten nicht auf künftigen Bestand, daher in Bezug auf concrete Charakterzeichnung Alles doch nur in flüchtigen Umrissen sichtbar wird; was Einzelne von Jugend, Heimat und Familie erzählen, hört sich fast wie eine halbverklungene Sage an. Auch im Vorspiel der

„Jungfrau von Orleans“ ist die Handlung schon so im Gange, die Kriegsnoth drängt schon so in's ländliche Behagen herein, daß der Landmann sich beeilt, statt nach fester Sitte in geschlossenem Raume — die Hände seiner Töchter unter freiem Himmel den Bewerbern zuzuführen!

Erst im Tell — holt Schiller das lange und wichtige Versäumniß nach! Gerade in diesem Stücke, das zu den bewegtesten Dramen Schiller's gehört — finden wir gleich beim Aufgehen des Vorhangs einen Fischerknaben im Kahn, der ein Volkslied singt — das erste, welches uns Schiller in seinen Dramen zum Besten gibt! Gerade in diesem Stücke, das auf einem so schwierigen und gefährlichen Boden voll Seen, Berge und Abgründe spielt — führt er uns durch einen Alpenpaß einen ländlichen Hochzeitszug vor, den er uns in der Jungfrau von Orleans schuldig geblieben. Aber am merkwürdigsten! gerade im „Tell“ — im dritten Acte — also da wo die Handlung schon eine lange Reihe gewaltiger Bewegungen hervorgerufen — führt uns der Dichter plötzlich wie ein wehmüthig lächelnder Genius in die stille Umfriedung eines Schweizerhofs, vor Tell's Haus — und zeigt uns die reizendste Idylle — eine Familienscene — wie wir sie in allen übrigen Stücken vergebens suchten! Das Familienhaft-Naive, das specifische Schweizervolksthum ist hier meisterhaft getroffen; es lächelt uns an in Tell's aller-

liebsten Knaben, es erquickt uns in Tell's gemüthvollem Weibe und erbaut uns in Tell's eigenem Reden und Hantiren; hier sehen wir die ganze Familie noch einmal ruhig mit ihren häuslichen Arbeiten beschäftigt und Walther, der älteste Knabe, von dessen Haupte später Tell den Apfel zu schießen gezwungen ist, singt uns noch harmlos ein hübsches Jägerlied. Ueberhaupt ergänzt uns „Tell," der ein Volksstück im großartigsten Stile ist, fast alle Lücken des Volksthümlichen, die wir in den frühern Dramen empfinden. Der Einzelne, die Familie, die Gemeinde, das ganze Volk kommt zur Erscheinung und zwar in reinmenschlicher und concret-volksthümlicher Weise! . . .

Hier wäre nun die Gelegenheit sehr verlockend, die in Schiller's Dramen vorkommenden volksthümlichen Elemente mit denen zu vergleichen, welche in Goethe's und Shakespeare's dramatischen Werken zu finden sind, dies würde uns jedoch hier zu weit führen; nur ein unterscheidendes Charaktermerkmal will ich nicht versäumen zu erwähnen — es ist der eigentlich reine Humor. Ich bin weit entfernt, mit vielen Andern unsern beiden Heroen, Goethe und Schiller, den Humor überhaupt abzusprechen; ich glaube vielmehr, daß es gar nicht schwer fallen sollte, aus den Werken Beider eine ganz artige Blumenlese humoristischer und witziger Stellen herauszufinden; allein so viel ist dennoch richtig, daß namentlich bei Schiller jene Art reinen,

wunderbaren Humors vergebens gesucht wird, wie er bei Shakespeare oft, scheinbar unbekümmert um die vorgehende Handlung, aber doch weise für dieselbe berechnet, als goldiger Taugenichts herumflanirt und zahllose Gestalten annimmt. Bei Goethe schlägt der Humor nur selten recht von Herzen durch, er bleibt oft in der bedeutenden Situation oder conventionellen Form, noch häufiger in dem berühmten Goethe'schen „Behagen" stecken; Schiller's Figuren dagegen müssen immer erst warm werden — ein echt deutscher Grundzug — sie müssen durch die Handlung in ein gewisses Pathos oder in Zorn gerathen, bis sie das Mittel des Humors oder Witzes ergreifen — und wir sehen z. B. am Musikus Miller, daß er im höchsten Ingrimm — gerade da wo er dem Präsidenten die Thür weist, nicht den schlechtesten Humor entwickelt. Uebrigens sieht man dem Schiller'schen Humor auch ganz genau zwei fremde Bestandtheile an; in den „Räubern" und in „Fiesco" macht sich ein starker Shakespeare'scher Anflug geltend und die zwei patres venerabiles im „Lager" wie in den „Räubern" repräsentiren jene Art Humor, der eigentlich nicht im Volke entsprungen, aber von Abraham a Santa Clara und Andern für das Volk auf der Kanzel in Scene gesetzt worden ist, weßhalb er auch bis heutigen Tages den Namen „Kapuzinerhumor" führt. . . .

In Bezug auf die volksthümliche Sprache hat

man Schiller den Vorwurf gemacht, daß er ihr auch in seinen Meisterwerken noch hier und dort einen Schwung verleihe, der mit der wahren Natürlichkeit nicht ganz harmonire; aber wie es in der Politik Leute gibt, die kaiserlicher als der Kaiser — in der Religion solche, die katholischer als der Papst sind, so gibt es Freunde der Natürlichkeit in Kunst und Poesie, die eine Wahrheit wollen, die natürlicher ist als die Natur! Die Herren vergessen aber, daß z. B. das Podium der Bühne einige Stufen höher steht als der Boden des Lebens und daß die Benutzung des Verses immer doppelt an diesen Unterschied oder Abstand erinnert!

Daß Schiller's herrliche Sprache nicht nur in volksthümlichen Scenen, sondern auch da, wo hochgestellte historische Personen in bedeutenden Situationen sich äußern, überall verstanden wird, in allen Herzen ihren Widerhall findet — das bemerken wir täglich an den unzähligen Citaten aus Schiller's Werken. . . . Es hat eine Zeit gegeben, wo man keinen Feuilletonartikel in die Hand nehmen, in keiner Gesellschaft zehn Minuten verweilen konnte, ohne auf solche Citate zu stoßen; dies wurde endlich so arg, daß in Schriften und Conversationen diese Citatenwuth eine heitere Selbstironie hervorrief.

Da ging z. B. keine Landsaison vorüber, ohne daß die heimkehrenden Städter mit den Worten Abschied nahmen:

„Die schönen Tage von Aranjuez sind nun zu Ende!" — Da gab es wenige Väter, die den Anforderungen ihrer an Luxus gewöhnten Familie nicht einmal zugerufen hätten: „Wächst mir ein Kornfeld in der flachen Hand?" — Als vor einigen Jahren während der Darstellung des „Wallenstein" in einem Theater das Gaslicht erlosch, da rief eine Stimme durch's Dunkel: „Nacht muß es sein, wo Friedland's Sterne strahlen!" Vom großen Ludwig Devrient erzählt man, daß er, als ihm ein Kellner einst ein langes Schuldenverzeichniß vorhielt, den Ueberbringer mit durchbohrenden Blicken anstarrte und dann ausrief: „Der Knabe Carl fängt an mir fürchterlich zu werden! . . ."

Aber man würde irren, wenn man annehmen wollte, daß solche Scherze dem Ansehen Schiller's schaden; sie schaden ihm ebensowenig, als z. B. pikante Anekdoten der Würde Friedrich's II. Eintrag thun.

Man könnte nun fragen: warum Schiller in seinen classischen Tagen, wo er die Fehler und Schwächen seiner Jugendwerke ganz wohl einsah, nicht Hand anlegte und sie beseitigte? . . . Aber ein productives Genie, wie er, blickt vorwärts, um Neues, Besseres zu schaffen, nicht rückwärts, um ewig an dem Alten, Ueberwundenen zu feilen; — ferner ist es gerade großen Männern selten gegeben, ihre Fehler vor der Welt ängstlich zu verbergen; — und hätte Schiller sie dennoch ausgemerzt — wir wären

nicht sicher, ob die bei Seite geworfenen Stellen nicht von geschäftigen Reliquiensammlern uns jetzt wieder mit langen, langen Commentaren aufgetischt würden! ...

Sei uns Schiller — wie er ist — : als jugendlicher Stürmer, als rastloser Kämpfer, als erhabener Denker und Mann — sei er uns als Schöpfer classischer Werke willkommen! Lieben, verehren wir ihn mitsammt seinen Schwächen und Tugenden und seien wir froh: daß er da war, daß er dem Vaterlande angehört — daß er neben Goethe in Erz — und als Liebling neben ihm in unsern Herzen steht!

Schiller, ein Mann und Vorbild.

Festrede zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Schiller's, gehalten im großen Rathhaussaale zu Nürnberg.

Drei Jahre sind es her, als eines Tages in das Schillerhaus zu Weimar ein junger Fremder trat und mit bewegter Stimme fragte:

„Wohnt Schiller hier und ist er zu sprechen?"

Der Hausaufseher sah den Fremden an und erwiderte: „Schiller wohnte hier — allein — der Dichter lebt nicht mehr."

Betroffen prüfte der Fremde die Mienen des Hausaufsehers und als er in denselben die Richtigkeit der Antwort las, wechselte er die Farbe, senkte den Blick, sagte stille für sich: „Er lebt nicht mehr!" Dann drehte er sich weg, das Haus zu verlassen; an der Schwelle noch einmal inne haltend gestand er jetzt: er komme aus weiter Ferne, habe erst in jüngster Zeit die Werke Schiller's kennen gelernt, habe sie mit Erstaunen und Bewunderung gelesen und sei, ohne vom Dichter mehr zu wissen als daß er zuletzt in

Weimar gelebt, herbeigeeilt, dem außerordentlichen Manne seine Verehrung zu beweisen.

„Ich dachte“ schloß er sein Bekenntniß: „Schiller könne nicht todt sein, Schiller müsse noch leben!“

Für wen — und wäre er noch so vertraut mit dem Leben und Tode des Dichters, hätte dieser Ausruf nicht etwas Wahres, etwas tief Empfundenes?

Der sollte nicht mehr unter uns sein, dessen Worte unserm Herzen lebendiger tönen als die Worte unsers nächsten Freundes und Lehrers?

Der sollte ein Opfer des Todes sein können, der selbst so viel herrliches Leben erzeugte in seinen Werken?

Kann denn ein Herz nicht mehr schlagen, das der unerschöpfliche Quell ewiger Wahrheit gewesen? Kann eine Lippe verstummen, die der Weisheit gewidmet, ein Auge brechen, in dessen Glanze sich die Unsterblichkeit spiegelt?

Wenn Schiller starb — warum sind wir hier, um ihn als wahrhaft Lebenden zu feiern? Wenn Schiller nicht mehr ist, wozu wird er in festlichen Räumen heute und morgen im ganzen Vaterlande, ja weit über die Gränzen des Vaterlandes hinaus als Unvergänglicher gefeiert? Wenn Schiller todt ist mit den Todten, warum preisen wir ihn hier als einen Vorhandenen, reden ihn an wie Einen, der wahrhaft unter uns wandelt?

Nein, Schiller ist nicht todt — er lebt und wird

leben: so lange die Wahrheit unvergänglich ist, die er vertrat, so lange die Schönheit bleibend ist, die er gebildet, so lange die Treue unsterblich ist, die er verfochten, so lange die Freiheit ein ewiges Gut ist, die er gepredigt; Schiller lebt und wird leben, so lange noch ein edleres Menschenherz schlägt und Hoffnung und Liebe und Freundschaft und Sehnsucht nach Idealem als wahrhaft ewige Gaben des Lebens gelten! . . .

Man hat gestritten, in welcher Eigenschaft Schiller wahrhaft groß gewesen: als Philosoph oder als Dichter? Ich sage, er war groß in beiden Eigenschaften, weil er groß war als Mensch und weil Philosophie und Dichtung bei ihm nur brüderliche Triebe sind aus Einem Mutterstamme: seinem großen Herzen! Hätte das Schicksal unsern Dichter in bedeutende Verhältnisse gestellt, hätte es ihn in großen Conflicten versucht — gewiß, auch sein Leben wäre groß und berühmt wie seine Schöpfungen, wie seine Philosophie; allein das Schicksal hat es vorgezogen unserm Dichter enge und drückende Gränzen des Daseins zu ziehen und so wird es einer liebevoll-achtsamen Wanderung durch sein Leben bedürfen, um in dem großen Dichter auch den großen Mann und Menschen zu entdecken. . .

Morgen sind es hundert Jahre, da wird in einem Städtchen Schwabens ein Knäblein geboren in Verhält-

nissen, die man ärmlich nennen könnte, in einem Hause, das vor Wohnungen der Armuth wenig voraus hat, unter Umständen, die keineswegs zeigen, daß der kleine Erdenbürger vom nächsten Nachbar oder der Stadt oder gar vom ganzen Lande als Wunder erwartet werde; ein leichter ruhiger Nebel hüllt die Stadt und Gegend ein, auf dem Platze vor dem Hause gehen die Leute weder zahlreicher noch rascher ab und zu und die Wasser eines Brunnens rauschen nach wie vor eintönig in die Weitung ihres Beckens nieder... Nur in dem Hause selber, zwischen vier engen Wänden, wird des Kindleins freudiger gedacht — wird es doch von einem seligen Mutterherzen empfangen, von einem frohen Vater als erstgebornes Söhnlein, als künftiger Träger seines Namens begrüßt!... Und der Vater nimmt den lieben Neugebornen in die Arme und sieht ihn an mit wunderbaren Augen und hebt ihn empor zum Vater aller Menschen und spricht mit tiefbewegter Stimme:

„Du Wesen aller Wesen, zu Dir bete ich, daß Du meinem Sohn an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte!"

Und das Wesen aller Wesen hört diese Worte und vernimmt, daß hier ein Vater ausnahmsweise nicht um Geld und Gut für seine Kinder bete und schauert in Gnaden und läßt einen Genius niedersteigen, der des Knaben Stirne küsse und ihm in die Wiege ein Geschenk mitgebe... und

das Geschenk ist nichts als die schlichte Gabe des Wortes und das Wort wird dem Knaben in ein tiefes, herrliches Herz gelegt und wird gesegnet von dem Wesen aller Wesen und getauft mit dem Feuer der Liebe; und mit dieser Liebe im Herzen wächst das Knäblein auf und wird zum Jüngling und wird zum Manne — und kaum sind vier Jahrzehende vorüber, so hat die kleine Gabe des Wortes ihre Wunderkraft bewährt und ihre Wirkung gethan:

Hat Trauernde getröstet und Liebende verklärt, hat die Herzen von Müttern erleuchtet und Künstlern erhabene Wege gezeigt, hat Verzagende aufgerichtet und Irrende zurecht gewiesen, hat den Bösewicht bestraft und die Tyrannen gerichtet, hat die Schwachen geschützt und dem Rechte zu seinem Recht verholfen . . .

Das war Schiller; so geräuschlos trat er in das Leben, so unscheinbar wurde er ausgestattet und so tiefgreifend hatte er schon nach kurzem Dasein dem Leben seine Spuren aufgedrückt.

Aber so bewundernd wir auf diese Erfolge des Dichters blicken, so betrübt muß unser Auge auf der Dornenbahn ruhen, die der erhabene Wanderer zurückzulegen hatte. Bald auf schmerzlicher Flucht und bald verborgen, bald von Hoffnungen geschwellt und bald aus allen seinen Himmeln geworfen, fast bis zu seinem Lebensende von Ort

zu Ort getrieben und nirgends so glücklich, um recht Fuß zu fassen — der Noth, der Krankheit ausgesetzt und überdies von Neidern und Verleumdern stille und offen befehdet — so sehen wir den Liebling unserer Nation, den heute Tausende und Tausende feiern, durch das Leben wandern, kämpfen und ringen, um endlich viel zu frühe den Mühen und Leiden des Lebens zu erliegen ... Allein die Art, wie unser Dichter gelitten und gerungen, die Festigkeit, mit der er Stand gehalten in allen Lagen des Lebens, um seine Sendung zu vollführen, darin findet sich die Handhabe, ihn als Mann zu würdigen und als Vorbild hinzustellen. . .

Wir sehen: das Schicksal stellt unsern Dichter von Jugend an in eine bescheidene dunkle Tiefe des Lebens — und er — er läßt seine Seele festen Schrittes den sonnigen Höhen des Trefflichen entgegen wandern;

wir sehen: das Unglück verschlägt ihn bald und drohend in die stürmende See des Lebens — er aber lächelt und hält die Fahne des Schönen und Guten siegreich über den Wogen empor;

Schiller wird vom Schicksal leiblich arm in's Leben gestellt — und er — bereichert die Welt dagegen mit geistigen Schätzen;

Schiller schmachtet frühe in den Fesseln tyrannischer Erziehungsstrenge — und er — er wird zum Lehrer der

Liebe und predigt im Kerker schon: der Mensch ist frei und wär' er in Ketten geboren;

Schiller wird flüchtig und muß die theuere Heimat verlassen — und er führt millionen trauernde Herzen in die Heimat schöner Ideale ein;

Schiller muß Zuflucht suchen und lange verborgen leben, damit ihn die Hand der Tyrannei nicht erreiche — und er — er ist rastlos thätig, die Menschheit aus der babylonischen Gefangenschaft der Gewalt und Unwissenheit zu führen.

Einmal flüchtet Schiller von Mannheim nach Frankfurt und auf der Brücke über den Main ist's, wo er verlassen stehen bleibt und traurig in die Fluten des Stromes blickt — vielleicht mit dem Gedanken: Da unten wäre mir wohler als oben, gejagt und verlassen von aller Welt — er aber geht von dannen und kämpft sein Leben lang mit allen Waffen des Geistes für die Lehre: es ist der höchste Triumph des freien Menschen, größer zu sein als sein irdisches Schicksal!

Schiller hat unglücklich geliebt, er wurde in Mannheim von der Hand gewiesen, wich in Bauerbach einem glücklicheren Bewerber, wurde in Dresden förmlich getäuscht und verrathen — womit rächte er sich am ganzen Geschlechte? . . Die Frauen seiner Werke erglänzen im höchsten Schimmer der Verherrlichung und selbst, wo er gezwungen

ist, den strahlenden Farben Schatten beizufügen, geschieht es mit aller Schonung weiblicher Würde!

Während Schiller oft nicht wußte, wo sein müdes Haupt hinlegen, bettete er das Herz von Millionen auf die milden Lehren seines Geistes; während die Sorge des Lebens links an seiner Seite stand, besprach er sich heitern Auges mit der Weisheit zu seiner Rechten; oft nur ein Hungerblümchen war es, das das Glück vor seine Wohnung pflanzte und er pflegte indeß einen Garten des Schönen und Guten, dessen himmlische Blumen die Freude der Nachwelt bleiben; grau und finster blickte ihn die Zukunft an bei jedem Schritte, den er vorwärts that — und milde lächelnd schaut sein blaues Auge darüber hinweg auf die höchsten Ziele des Menschen; während ihm die Mitwelt von allen Seiten fast nur starre Härten entgegensetzte, stellte er in den Briefen über ästhetische Erziehung seinen Grundsatz der Liebe hin: „Strenge gegen dich selbst mit Weichheit gegen Andere verbunden, macht den wahrhaft vortrefflichen Charakter aus!“

Eine Feuerprobe des Herzens ist die Art, wie ein Mensch sich als Kind zu seinen Eltern, als Bruder zu seinen Geschwistern, als Vater zu seiner Familie verhält; man gehe dem Leben Schiller's nach, höre die Berichte aller Augenzeugen, lese die Briefe, die er selbst an die Seinigen geschrieben und frage noch: wo ein besseres Kind, ein zärt=

licherer Bruder und ein liebevollerer Vater und Gatte zu finden ist?

Eine Probe des Charakters ist die Stellung des Menschen zum Menschen als Nächster, zum Freunde als Freund und zum Lehrer als Schüler; — auch nicht eine Stimme seiner Erzieher und Nachbarn ist gegen unsern Dichter laut geworden, sein Zug zur Freundschaft war tief und glühend und wie er ihn im Leben gegen Streicher, Körner und Goethe bewiesen, so läßt er ihn erglänzen nachahmungswerth in seinen Gesängen und Dramen!

Eine Zierde des Herzens ist die Bescheidenheit und ein Schmuck des Charakters ist die Dankbarkeit; — so feurig und rastlos Schiller auch dem höchsten Erreichbaren nachstrebte, so blieb ihm dennoch Selbstüberhebung immer ferne und noch in den Tagen, wo er schon sicheren Fußes auf dem classischen Boden wandelte, ertönen seine Klagen: daß er doch so wenig zu leisten vermöge! Und ob er dankbar war? Wir erinnern an sein Verhältniß zum Herzog von Augustenburg, der dem kranken Dichter drei Jahre lang einen Gehalt gewährt, um ihn über die nächsten Sorgen hinwegzuführen: Schmerz und Krankheit vergessend, rafft der dankbare Dichter seine besten Kräfte zusammen, um ein Gegengeschenk zu machen mit den Briefen über ästhetische Erziehung des Menschen — einem Werke, das werthvoll für Jedermann, einem jungen Fürsten besonders unschätzbar

sein muß! Wir erinnern an Schiller's Verhältniß zum Weimarer Hofe: klägliche 200 Thaler Jahrgehalt sind es, die man ihm als Professor in Jena gewährt; da werden ihm von Berlin aus 3000 Thaler jährlich für seine Uebersiedlung geboten — und er schlägt den Antrag aus — weil neben andern Gründen sein Fortzug dem guten Herzog von Weimar wehe thun könnte!

Diese Züge — sprechend genug für den trefflichen Menschen im Dichter, erschöpfen die großen Eigenschaften seines Geistes und Herzens noch nicht; Schiller gehörte nicht zu jenen Männern, die in dem engen Kreise der Eltern- und Kindesliebe, der Freundschaft und Dankbarkeit, der Pflicht und Sorge für das tägliche Leben vollständig aufgehen; er war so ungewöhnlichen Sinnes, daß er Blick und Herz noch über die Schranken des Hauses und sympathischer Beziehungen hinaus für das Loos des Nebenmenschen, des Vaterlandes, ja der gesammten Menschheit offen hielt! Denn lehrend und erhebend ist er ohne Unterlaß für die höchsten Ziele thätig, er trauert mit den Betrübten, er freut sich mit den Frohen, er reicht die Hand denjenigen, die ungewiß ihres Weges sind, er gießt Feuer der Belebung in Herzen, die ersterben wollen, er richtet nach dem Ideale den Blick derjenigen, die der Last des Tages und des Gemeinen erliegen wollen; — da ruft er den Künstlern zu:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!

Dort mahnt er die Egoisten und Kaltsinnigen:

Die Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich!

Da muntert er den arbeitsamen Bürger auf:

Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß!

Er tritt durch verschlossene Thüren zu dem Einsamen und mahnt ihn zur Freundschaft — und wieder steht er warnend vor den Gedankenlosen und hält sie von dem Drängen nach äußeren Genüssen ab:

An dem Scheine mag der Blick sich weiden;
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht! . .

Und all' diese Sorge und Belehrung für Andere übernimmt der Dichter, während er selbst den Sorgen und Schmerzen fast erliegt! . . Wahrlich, solche Tugenden sind geeignet, uns nachdenklich zu machen über uns selbst und uns zu bestimmen, unser Haupt vor ihm, dem Höheren, zu beugen. . .

Aber noch eine Tugend, eine der erhabensten, steht aus, die wir betrachten müssen: Schiller war ein Mann seines Volks, ein freier Mann inmitten despotischer Zeiten, ein freier Bürger eines sclavischen Jahrhunderts!

Um diese Tugend recht zu würdigen, muß man sich erinnern, welcher Art die Zustände waren, unter denen der größte Theil unseres Vaterlandes damals litt und seufzte.

Da sehen wir mit Entsetzen und Betrübniß große und kleine Höfe aus Paris ihr Lebensmuster holen, in Verschwendung und Sittenlosigkeit wetteifern und unter sich jede Selbstständigkeit zu Boden treten; da sehen wir mit wenigen Ausnahmen einen Adel, der in den Residenzen als frivoler Trabant der Höfe prangt oder ferne auf seinen Gütern den Tyrannen unter Tyrannen spielt; wir sehen mit Bedauern ein Beamtenthum, das in seinen Spitzen zwar an die Höfe gezogen, doch jeder Willkür preisgegeben, ein dumpfes und furchtsames Leben führt; wir sehen Bürger in Städten und Residenzen, die entweder kriechend von der Gnade der Höfe leben oder eingekeilt zwischen endlose Zollschranken, ihr Geschäft durch Bestechen bei Behörden zur Noth in Gang erhalten; ach — und welchen Anblick bietet uns der Zustand unseres Vaterlandes fern von Residenzen, fern von Städten! Verkümmerung und Nacht und Trostlosigkeit fast überall! Man trifft nur selten auf einen Schimmer von Recht, nur selten auf wahre Pflege der Er-

ziehung; der Landmann, jetzt die stärkste Sehne unserer Kraft, war wenig mehr als Leibeigener und Geben und Dulden und Dulden und Geben bilden den lieblichen Wechsel seines Daseins. Selbst der Gelehrte trabt ehrbaren Schrittes vor dem Karren der Gewalt einher und holt für sie aus Griechenland und Rom die schönsten Blumen der Schmeichelei! Was Wunder, wenn Kraft und edle Sitte, wenn Mannessinn und Bürgertugend spärlich sich behaupten, das zarte Geschlecht selbst, von dem üblen Beispiel der Zeit ergriffen, vielfach die Reinheit der Gesinnung verliert — und der Genius des Vaterlandes sich weinend weg von unsern Fluren wendet?

Unter solchen Verhältnissen tritt in Schwaben ein Jüngling auf, um kühn und feurig als Reiner durch seine makelvolle Zeit zu schreiten; er wagt es, den Händen eines Gewaltherrn zu entgehen, der ihm zwar Wohlthaten erwiesen, der ihn aber zwingen will, die Gottesgabe freien Denkens und Dichtens von sich zu werfen; er wagt es, seinem Herzog ungehorsam zu werden, um einem höhern Herrn zu gehorchen, der ihm ein erhabenes Talent nicht umsonst in's Herz gelegt; er flieht — und bewerkstelligt seine Flucht im Angesichte des Hohenasbergs, wo ein ähnlicher Schwärmer, Schubart, bereits lebendig begraben liegt; er flieht, obwohl er weiß, daß er hinter sich die Brücke zu friedlicher Existenz vielleicht für immer abbreche; er flieht, obwohl

er einen Vater in Sorgen, eine Mutter in Schmerzen und Thränen zurücklassen muß: die Ideale seines Geistes sind mächtiger als die Wehen und Gefahren dieses Lebens, bessere Zeiten, schönere Jahrhunderte schweben vor seinen Blicken, Jahrhunderte persönlicher Freiheit und allgemeiner Humanität, für die er zu wirken sich berufen fühlt und so schwankt er, als er Stuttgart's Thor und Wache hinter sich hat, nur noch einen Augenblick — im Gedanken an seine arme Mutter, die er doch so gerne schonen möchte: doch die Flucht wird ausgeführt und die Dornenbahn eines Predigers für Menschenwürde und Bürgerwohl betreten. Der Gefahr heimatlicher Despotie noch kaum entgangen, wagt er es, in „Cabale und Liebe" das Treiben eines Nachbarhofes zermalmend anzufassen und dessen Nichtswürdigkeit und Seelenverkäuferei an den Pranger zu stellen; noch von Versteck zu Versteck wandernd, ist er kaum in Bauerbach angekommen, als er, mit feuriger Seele suchend, die Tyrannei in größeren Erscheinungen erfaßt, dem spanischen Philipp einen freiheitliebenden Sohn und das freie Volk der Niederländer entgegenstellt und im Marquis Posa das Princip der Humanität leibhaftige Gestalt annehmen läßt; — und also weiter und weiter treibt ihn sein Geist und sein Loos und immer straffer spannt er die Saiten seiner Lyra: Menschenwohl und Gesetz, Gedankenfreiheit und Humanität, Aufklärung und Veredlung aller menschlichen Ver-

hältnisse besingend; wo ihm ein Stoff nur immer eine Handhabe bietet, um ein Recht zu schützen, ein Unrecht zu sühnen, eine Tapferkeit zu preisen und eine Tugend auf den Schild zu heben — in Liedern und Balladen, in gelehrten Aufsätzen und in Dramen verfolgt er dieselben Zwecke und nicht blos den Armen vor dem Reichen, den Schwachen vor dem Mächtigen sucht er in seinem Rechte zu schützen — er vertheidigt auch den Fürsten gegen Gewaltmißbrauch der Menge, in „Maria Stuart" eine Königin gegen ihre königliche Schwester — ja, wo es ihm zu thun ist, ein großes, nachahmungswürdiges Beispiel aufzustellen, da macht er von seinem Poetenrechte Gebrauch und verändert für seine Zwecke die Thatsachen der Geschichte: er verwandelt einen Wüstling „Don Carlos" in das Ideal eines Königssohnes, um eine leuchtende Sonne in's Dunkel des spanischen Hofes zu stellen, er veredelt den Charakter einer Maria Stuart, um ihren Untergang zu einem Muster sterbender Duldung zu machen, er nimmt als Protestant keinen Anstand, in der Jungfrau von Orleans dem echt gläubigen Gemüthe des Katholiken mehr als gerecht zu werden — überall, wo man seinem Wirken folgt, gewahrt man, daß er dem Wundermanne gleicht, der Alles, was er berührt in Gold verwandelt; denn sein Herz beseelt und treibt nur Eine Sehnsucht: Die Humanität soll siegen, die Gerechtigkeit soll herrschen, das Gute soll Raum gewinnen, das

Schöne soll Gestalt annehmen und unter den Menschen wandeln; wer in dem Garten seiner Philosophie und Dichtung sich ergeht, soll sein Auge und Herz an dem Edelsten weiden und gerührt davon auf den Schauplatz der Wirklichkeit zurückkehren, um ein besseres Dasein fördern zu helfen. Das ist auch der Sinn, wenn er in den Briefen über ästhetische Erziehung von vornherein den Grundsatz aufstellt: „Die Schönheit ist es, durch die der Mensch zur Freiheit wandelt!“ Darum haßte er jede Gewalt, sie mochte der Welt durch ihre riesigen Dimensionen noch so sehr imponiren — und als es jenem Corsen Frankreichs gelang, die civilisirte Welt zu Boden zu schmettern, als Fürsten und Völker vor dem dreieckigen Hute eines Despoten knieten, da hielt sich unser Dichter aufrecht und pflanzte in Wilhelm Tell den Hut eines Geßlers auf die Stange — zum Hohn und Gelächter eines freien Volkes! . .

Das war Schiller; — wer möchte da noch fragen: ob er ein Mann, ob er ein Vorbild sei? . .

Und von diesem Manne — sagt man — daß er starb . . . .

Es war am 9. Mai 1805, der Dichter war wiederholten Anfällen von Brustkrampf erlegen und konnte sein Lager nicht mehr verlassen. „Er hatte den Himmel wiederholt gebeten“ erzählt Frau von Wolzogen „ihn vor langem Hinsterben zu bewahren, er wurde erhört. Am Tage vor

seinem Scheiden wurde ihm „immer besser, immer heiterer;“ er verlangte, man solle den Vorhang des Fensters öffnen, er wolle die Sonne noch einmal sehen; mit heiterem Blick schaute er in den schönen Abendstrahl und die Natur empfing seinen Scheidegruß; am neunten früh trat Besinnungslosigkeit ein, die in vollkommene Schwäche überging; der Athem fing an zu stocken; noch einmal fühlte seine am Bette kniende Frau den Druck seiner Hand — es fuhr ein electrischer Schlag über seine Züge, dann sank sein Haupt zurück und die vollkommenste Ruhe verklärte sein Antlitz; seine Züge waren die eines sanft Schlafenden ... In der Nacht vom 11. zum 12. Mai wurde Schiller begraben — und wunderbar! — wie von den Halbgöttern der Alten die Sage geht, daß sie auf einen Berg oder in eine Höhle oder in einen Tempel traten und verschwanden: so fand man auch Schiller's Gebeine nicht mehr, als man sie später vom Jacobsfriedhof in die Fürstengruft übertragen wollte; — nur dem tiefen, wehvollen Studium des Freundes Goethe gelang es, die wahrscheinlichen Reste zusammen zu finden ...

Wären wir kindisch genug, im Sinne der Alten mit Halbgötterei zu spielen, welch' ein Anlaß wäre hier gegeben, unsern Dichter auch zum höheren Wesen, zum Halbgott zu machen; aber wir sind weder so frivol, noch so befangen, um Schiller zu etwas Anderem zu machen als

was er war: zu einem vortrefflichen Menschen! Daß er ganz und durchaus nur Mensch war, daß er seine Schwächen hatte und manchem Irrthume verfiel, daß er seine irdischen Leiden menschlich fühlte und im Schweiße seines Angesichtes sein Brod und seine Ausbildung erwarb — das gerade ist es, was den Dichter uns so nahe führt! An ihm sehen wir wieder, wie hoch der ewige Gott vom Menschengeschlechte denkt, daß er es würdigt, dann und wann solche Männer zu den seinigen zu zählen; an ihm sehen wir wieder, wie liebevoll der Ewige unseres Volkes gedenkt, daß er von Zeit zu Zeit ihm solche Heldenerscheinungen weckt!

Dank, erhabene Vorsehung, für diese hohe Liebe! Dank dir für diesen großen Sohn des Vaterlandes! Daß du ihn nicht umsonst hast unter uns wandeln und wirken lassen — Du siehst es: die ganze Nation daheim und in der Fremde blickt auf ihn als Freund und Lehrer, als Vorbild und Mann!

Und Du, verklärter Geist des unsterblichen Dichters, sieh' auch Du auf uns, die wir deinetwillen jetzt ein Schauspiel geben, wie es niemals dagewesen: — denn unsere Nation ist einig — einig — in Deinem Namen einig!

Eckermann's Bühnenbearbeitung
des II. Theils von Goethe's Faust.

Am Schlusse der Saison 1855 hat die großherzogliche Hofbühne in Weimar (unter dem Intendanten Baron von Beaulieu) den Versuch gemacht, den ersten Act aus dem II. Theile von Goethe's Faust in Scene zu setzen und hat diesen Versuch gleich nach Eröffnung der folgenden Saison wiederholt.

Bei dem Umstande, daß die Inscenirung nach Eckermann's Bearbeitung geschah und zur Zufriedenheit des Publikums ausfiel, ferner mit Rücksicht darauf, daß von diesem Bühnenereigniß auswärtige Blätter kaum mit einigen Worten Notiz genommen, ist es wohl gestattet, nachträglich noch einmal etwas ausführlicher darauf zurückzukommen und einige interessante Auszüge aus dem Eckermann'schen Manuscripte mitzutheilen . . .

Bekanntlich hat der II. Theil des Goethe'schen Faust als Dichtung überhaupt und insbesondere als dramatische Schöpfung seine vielen und leidenschaftlichen Gegner, die vor Allem in der Ansicht übereinstimmen, daß eine ent-

sprechende Darstellung desselben auf der Bühne zu den Dingen der Unmöglichkeit gehöre oder höchstens als gewagte Curiosität hingenommen werden könne; die lobenswerthen Versuche in Hamburg (nach Wollheim's Bearbeitung) und anderen Städten Deutschlands haben diese Ansicht nicht zum Schweigen gebracht, weil sie ja dem II. Theil des Faust nicht geben können, was ihm als einem Bühnenstücke vorerst eigen sein müßte: Einheit und Begränzung der Handlung, Leidenschaft der Hauptperson, Concentrirung des Interesses auf Eine und überall stark durchblickende Idee.

Trotz der Richtigkeit dieser und ähnlicher Ansichten bleibt der Reiz zur Verkörperung der wundersamen Dichtung doch noch immer vorhanden und wird sich stets auf diese oder jene Weise geltend zu machen suchen. Unter diesen Umständen nehme man denn auch die Sache nicht zu rigoros und lasse die Versuche eben nur als Versuche gelten, namentlich wenn sie den Stempel der Pietät gegen den großen Dichter tragen, auf ein richtiges Maß zurückgeführt und mit einem gewissen Aufwand von Geist und äußeren Mitteln gemacht werden.

Eckermann hat meines Erachtens wohl gethan, seinen Versuch einer Bearbeitung auf den ersten Act zu beschränken. Indem er diesen mit dem besonderen Titel: „Faust am Hofe des Kaisers“ versah, ihn in drei Abtheilungen brachte,

von denen jede den Schwerpunkt einer selbstständigen Idee in sich trug, näherte er das Ganze zur Noth den Anforderungen, welche man an ein Bühnenstück zu machen pflegt, die Handlung wurde einheitlich und auch für die Fassungskraft des gewöhnlichen Theaterbesuchers verständlich gemacht, dem Pomp und den Zauberstücken der Scenerie konnte Raum gegeben werden, so daß der Zuschauer durch die Fülle schöner Bilder für manches Unbegreifliche in der Handlung entschädigt ward. Und so kam es denn auch, daß man von Seite des Weimarer Publikums der ersten und zweiten Vorstellung dieser Faustpartie, deren Scenenfolge wir kurz skizziren wollen, mit freundlicher Aufmerksamkeit folgte . . .

Beim Emporgehen des Vorhangs sehen wir Faust, der Angabe des Dichters gemäß, in einer anmuthigen Gegend auf blumigen Rasen gebettet, ermüdet, unruhig, schlafsuchend; Dämmerung ist rings umher, ein Geisterkreis fächelt dem Schlummersuchenden Kühlung zu und singt von Ariel geleitet, bald einzeln, bald im Chore ernste und liebliche Weisen. Ungeheures Getöse verkündet das Herannahen der Sonne, Faust erhebt sich und spricht seinen Monolog, der an Frische, Lieblichkeit und Schilderei einzig in seiner Art ist; die Sonne erscheint und Faust, der mit wachsender Theilnahme ihrem Aufgang gefolgt ist — muß sich — „leider schon geblendet“ von ihr wenden und zieht es vor,

dem später erscheinenden Regenbogen seine Betrachtung zu widmen; denn

> Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.
> Ihm sinne nach und du begreifst genauer:
> Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben.

In Eckermann's Manuscripte findet sich zu dieser Scene eine erklärende Bemerkung, die erwähnt zu werden verdient. „Das gewaltige Licht, das Faust blendet, heißt es, erinnert ihn an das Feuermeer der Leidenschaften. Und wie er selbst der Scene den Rücken zuwendet, sich aber von dem gemilderten Widerschein, als Farbe des Regenbogens, erquickt fühlt, so findet er darin die Lehre, daß es dem Glücke des Menschen angemessener sei, wenn er überwältigende Leidenschaften der Liebe und des Hasses hinter sich thue und dagegen in ruhiger Betrachtung und mäßigem Mitgenuß sein Leben suche."

In Goethe's Dichtung folgt nun auf den Monolog sofort die Scene der kaiserlichen Pfalz; im Saale des Thrones erwartet der Staatsrath den Kaiser. Dies gibt für die Bühne einen zu empfindlichen Sprung und Eckermann fühlte sehr wohl, daß hier etwas geschehen müsse, um den Uebergang durch eine Mittelscene passender zu machen; daher dichtete er mit ziemlichem Geschick ganz in Goethe's Denk- und Sprechweise einen Auftritt zwischen Faust und

Mephisto, den ich am Schlusse dieser Zeilen seiner Merkwürdigkeit wegen folgen lasse.

Nach diesem Auftritte nun werden wir in die kaiserliche Pfalz versetzt und sind Zeugen einer Sitzung des Staatsraths, in welcher die ewigen Sorgen der Politik über Wirren, Verfall der Sitten, Geldmangel und Kriegsnöthen des Reiches in trefflich naiven und ergreifenden Kernworten dargelegt werden. Mephisto hat als Schalk bereits Platz am Throne gefunden und weiß sein Amt in drastischer Weise auszufüllen. Das Ende vom Liede ist: wo nehmen wir Geld her! Geld ist das erste und dringendste Bedürfniß, und Mephisto versäumt nicht als Einbläser des Astrologen auf glänzende Weise Abhilfe zu versprechen, nur läßt er zum Schluß ein festes Vertrauen empfehlen — denn:

Wer Wunder hofft, der stärke seinen Glauben!

Damit gibt sich auch der Kaiser schließlich zufrieden und hebt die Sitzung mit folgenden Worten auf:

So sei die Zeit in Fröhlichkeit verthan!
Und ganz erwünscht kommt Aschermittwoch an.
Indessen feiern wir, auf jeden Fall,
Nur lustiger das wilde Carneval.

Mephisto schließt mit einigen Worten den ersten Act. — Der zweite Act besteht ausschließlich aus dem Mummen-

schanz, der auch wirklich ganz ausgezeichnet in Scene gesetzt, eine Reihe überraschender Bilder vor Augen führt. Man gibt sich mit Behagen dem sich fort und fort entfaltenden Schauspiele eines „lustigen und wilden" Carnevals hin und hat zugleich das Vergnügen, durch den Theaterzettel zu erfahren, daß Seine Majestät, der Kaiser als großer Pan, Faust als Plutus, Mephistopheles als Geiz, Marschalk als Herold die Narretheien mitmachen.

Ein wichtiger Theil des Mummenschanzes wird der Schöpfung des Papiergeldes gewidmet und es ist höchst ergötzlich, diese gewaltige Macht der neuen Zeit im Schooße eines Carnevaltumultes entstehen zu sehen.

Die verkleideten Minister nähern sich nämlich während der allgemeinen Lust dem Kaiser und reichen ihm ein rothes Portefeuille mit der unterthänigsten Bitte:

> Gewähre Dir das hohe Festvergnügen,
> Des Volkes Heil mit wenig Federzügen.

Der Kaiser, wohlgelaunt und die Wirkung seines Namenszuges nicht ahnend, willfahrt der Bitte — worauf die Deputation, den Polonius-Kanzler an der Spitze, sich mit wahrem Schalksvergnügen aus dem Staube machen und durch Tausendkünstler das Werthpapier dieselbe Nacht noch drauflos vertausendfachen lassen. Am nächsten Morgen sind denn auch die drängendsten Schulden gezahlt und der Marschalk referirt dem Kaiser:

Rechnung für Rechnung ist berichtigt,
Die Wucherklauen sind beschwichtigt,
Los bin ich solcher Höllenpein!

Worauf der Heermeister erscheint und den Bericht ergänzt:

Abschläglich ist der Sold entrichtet,
Das ganze Heer auf's Neu verpflichtet,
Der Landsknecht fühlt sich frisches Blut
Und Wirth und Dirnen haben's gut.

Der Kaiser begreift das Alles nicht, bis der alte Kanzler vortritt und von dem Geldzettel herunterliest:

Zu wissen sei es jedem, der's begehrt:
Der Zettel hier ist tausend Kronen werth.
Ihm liegt gesichert, als gewisses Pfand,
Unzahl vergrabnen Guts im Kaiserland.
Nun ist gesorgt, damit der reiche Schatz,
Sogleich gehoben, diene zum Ersatz.

Der Kaiser ist außer sich und „ahnet Frevel, ungeheuren Trug!" Aber man erinnert ihn an seine Unterschrift während des Mummenschanzes und macht ihm das große Glück, das er Jedermann bereitet, begreiflich. „Das Alphabet" — so heißt es zum Schluß —

„Das Alphabet ist nun erst überzählig,
In diesem Zeichen wird nun jeder selig!"

Der Kaiser sucht sich in Geduld zu fassen und ergibt sich in das fait accompli mit den Worten:

„So sehr mich's wundert, muß ich's gelten lassen."

Eckermann hat für die Inscenirung des Mummenschanzes die trefflichsten Winke hinterlassen und durch scharfsinnige Studien des Dichterwerkes auch zur Aufklärung mancher Stelle und Charakterrolle beigetragen. Zum Beweise dessen diene z. B. die Bemerkung, welche er über den Knabe-Lenker im Festaufzuge macht:

„Man möchte darin einen Widerspruch finden, daß der Dichter den Euphorion schon jetzt in der Maske des Knabe-Lenker erscheinen läßt, da er doch als Sohn von Faust und Helena noch nicht geboren ist. Hierauf ist aber zu sagen, daß der Euphorion kein menschliches, sondern ein allegorisches Wesen ist. Er ist nichts weiter als ein Begriff, es ist in ihm die Poesie personificirt, die an keine Zeit, an keinen Ort und an keine Person gebunden ist. Derselbe Geist, dem es später beliebt, Euphorion zu sein, erscheint jetzt als Knabe-Lenker und er ist darin den Gespenstern ähnlich, die überall gegenwärtig sein und zu jeder Stunde hervortreten können."

Den dritten Aufzug bildet die Scene im „Lustgarten" des Kaisers, ferner die Unterredung zwischen Faust und Mephisto, in Folge deren ersterer zu den „Müttern" hinab-

steigt; ferner die Scenen bei Hof, welche dem Schauspiel vorhergehen und zum Schluß, die Erscheinung des Paris und der Helena im Schauspiel.

Auch für eine würdige Darstellung dieser Scene war gesorgt und es verdient erwähnt zu werden, daß die äußerst schwierige Partie des Schauspiels im Schauspiel glücklich überwunden wurde. Denn es ist keine Kleinigkeit, die allegorischen Figuren im Hintergrunde ihre pathetischen Redeweisen und ihre wunderlich schwungvollen Geberden ohne Anstoß vollführen zu lassen, während der versammelte Hof und namentlich die Hofdamen ihre naiven und saftigen Scherze zum Besten geben.

Eckermann's Bearbeitung enthält auch über die „Mütter" dieses Actes eine Bemerkung, die hier ihre Stelle zu finden verdient. „Seit dem Erscheinen des zweiten Theiles von Faust, sagt er, haben sich Gelehrte und Ungelehrte die Köpfe zerbrochen, was man sich unter den Müttern, diesen bisher nie genannten Wesen, eigentlich zu denken habe. Es sind verschiedene Meinungen darüber zu Tage gekommen, manche wunderlich genug, aber keine genügend. Daß im griechischen Alterthume von Müttern, als Gottheiten, die Rede gewesen, hat Goethe bei Plutarch gefunden; allein ihr eigentliches Wesen und Wirken, ihre Umgebung und ihr Aufenthalt ist eine Schöpfung seines eigenen Geistes. Denken wir den un-

geheuren Weltkörper unserer Erde im Innern als leeren Raum, so daß man hunderte von Meilen in einer Richtung darin fortzustreben vermöchte, ohne auf etwas Körperliches zu stoßen, so wäre dieses der Aufenthalt jener unbekannten Göttinnen, zu denen Faust hinabgeht. Sie leben gleichsam außer allem Ort, denn es ist nichts Festes, das sie in einiger Nähe umgibt; auch leben sie außer der Zeit, denn es leuchtet ihnen kein Gestirn, welches auf- oder unterginge und den Wechsel von Tag und Nacht andeutete. So in ewiger Dämmerung und Einsamkeit beharrend sind die Mütter schaffende Wesen, von denen Alles ausgeht, was auf der Oberfläche der Erde Gestalt und Leben hat. Was zu athmen aufgehört hat, geht als geistige Natur zu ihnen zurück und sie bewahren es, bis es wieder Gelegenheit findet, in ein Neues dahin zu treten. Alle Seelen und Formen von Dem, was einst war und künftig sein wird, schweifen in dem endlosen Raum ihres Aufenthaltes wolkenartig hin und her; sie umgeben die Mütter und der Magier muß also in ihr Reich gehen, wenn er durch die Macht seiner Kunst über die Form eines Wesens Gewalt haben und ein früheres Geschöpf zu einem Scheinleben hervorrufen will. Die ewige Metamorphose des irdischen Daseins und Wachsens, des Zerstörens und Wiederbildens ist also der Mütter nie aufhörende Beschäftigung. Und wie nun bei Allem, was auf Erden durch Fortzeugung ein neues Leben

erhält, das Weibliche hauptsächlich wirksam ist, so mögen jene schaffenden Gottheiten mit Recht weiblich gedacht und es mag der ehrwürdige Name Mütter ihnen nicht ohne Grund beigelegt werden. Freilich ist dieses Alles nur eine poetische Schöpfung, allein der beschränkte Mensch vermag nicht viel weiter zu dringen und er ist zufrieden, etwas zu finden, wobei er sich beruhigen möchte. Wir sehen auf Erden Erscheinungen und empfinden Wirkungen, von denen wir nicht wissen, woher sie kommen und wohin sie gehen. Wir schließen auf einen geistigen Urquell, auf ein Göttliches, wofür wir keinen Begriff und keinen Ausdruck haben und was wir zu uns herabziehen und anthropomorphisiren müssen, um unsere dunkeln Ahnungen einigermaßen zu verkörpern und faßlich zu machen. So sind alle Mythen entstanden, die von Jahrhundert zu Jahrhundert in den Völkern fortleben und ebenso die von Goethe, die wenigstens den Schein einiger Naturwahrheit hat und die wohl den besten gleichzustellen sein dürfte, die je gedacht worden."

Die Musik zu diesem ersten Act des zweiten Theils von Faust ist von Carl Eberwein, pensionirtem Capellmeister in Weimar. Eberwein hat schon mit Goethe und Zelter viel verkehrt über die musikalische Zugabe zu dem zweiten Theil des Faust, ohne sich zu der Composition derselben so bald entschließen zu können. Kein Wunder auch, da ein solches Unternehmen ein tiefes Verständniß der Dichtung und eine

Mannigfaltigkeit und Gewalt der musikalischen Schöpfung voraussetzt, wie sie vielleicht ein Beethoven nur genügend besaß. Eberwein hat indessen durch Fleiß, Ausdauer und Zusammenfassen seiner besten Kraft die Aufgabe jedenfalls ernstlich zu lösen gesucht und verdient für manche gelungene Partie gerechte Anerkennung ...

Schließlich nun die erwähnte Scene zwischen Faust und Mephisto, welche Eckermann, mit eigenthümlichem Geschick an Goethe's Art und Weise hintastend, verfaßt und in dem ersten Acte des Stückes eingeschaltet hat. Faust ist erwacht und hat, wie erwähnt, seinen langen und herrlichen Monolog gesprochen — da erscheint nun:

Mephisto
(herankommend, umherspürend).

Was wäre nun des strengen Herrn Belieben?

Faust.

Du hast Dich lang umhergetrieben.

Mephistopheles.

Die holde Nacht, die einz'ge Zeit zu Thaten,
Die schwache Sterbliche in Schlaf verlieren,
Sie ist auch diesmal mir gerathen,
Um dies und jenes zu vollführen.
Ich habe fern bis an des Meeres Wogen
Und hin und her das weite Land durchzogen,

Da gab es denn, in mancherlei Bezirken,
Hier dies, dort jenes zu bewirken
Zu bess'rem Aufschwung edler Seelen.
Soll ich Dir etwa dies und das erzählen?

Faust.

Verschone mich, ich mag davon nichts hören!
Ich hasse Dich und dein Begehren,
Ich kenne ganz die Richtung deiner Macht.
Gewiß! wie Du seit vielen tausend Jahren
Mit dem Geschick der Sterblichen verfahren,
So triebst Du es auch diese Nacht.
Ward irgendwo ein junges Weib verführt,
Ein Jüngling um sein bess'res Selbst betrogen,
Des Aufruhrs Flamme tückisch angeschürt
Und Stadt und Schloß ein Raub der Feuerwogen;
Floß irgendwo in mitternächt'ger Stunde
Ein edles Blut aus falschen Dolches Wunde;
So kann man, ohne mehr zu wissen,
Getrost auf Dich und deine Thaten schließen.

Mephistopheles.

Du warst indeß, wie ich vernommen,
Umgeben von der Schaar der Frommen,
Sie waren hübsch, man muß gesteh'n,
Besonders wie sie sich im Tanze dreh'n.
Sie schienen ganz nach deiner Laune,
Es waren Blonde, waren Braune,
Und alle liebevoll um Dich bemüht.

Auf blum'gen Rasen war Dir weich gebettet,
Mit Blumen warst Du angekettet,
Ach! und sie sangen welch' erbaulich Lied! —
Du warst wohl ganz in süßen Traum verloren?
Du weißt wohl kaum, wie Dir gescheh'n?
Du hast wohl nichts von alle dem geseh'n?
Allein gesteh': Du bist wie neu geboren!
Du fühlest neues Leben, neue Stärke!

Faust.

Ich fühle Kraft zu jedem guten Werke. —
Sei das Vergang'ne hinter mir gethan!
Was ich erduldet, sei vergessen,
Verschmerzet jedes Glück, das ich besessen,
Betret' ich nun die neue höh're Bahn.

Mephistopheles.

Ich denke gern vergang'ner Zeit.
Ich kenn' ein Lied und werd' es treu erfüllen:
„Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glüh'nde Leidenschaften stillen!" —
Nicht wahr? es ging in diesem Ton.
Sei ohne Furcht, ich werd' es nie vergessen.
Dein ganzes Glück, sowie Du es besessen,
Es blüht noch irgendwo, wir finden's schon.

Faust.

Scheinst Du doch blos zur Qual mir beigegeben! —
Mein beſſ'res Selbst, mein höh'res Streben

Wird nie von Dir begriffen und gefaßt.
Ich hab' erprobt, was Du gewährest; —
Doch durch Vergang'nes längst belehret
Ist deine Leitung mir fortan verhaßt.
Zu Hexenküchen, wüsten Brockenscenen,
Zu Trinkgelagen, junger Mädchen Brust
Und dunkler Sinne ähnlich wildem Wust
Werd' ich hinfort mich nie bequemen.
Das sei zerrissen mit den Sohlen,
Wir wollen das nicht wiederholen.

Mephistopheles.

Da hältst Du wohl dein Leben für verloren?
Wie schade! daß Du nicht zum Thron geboren.

Faust.

Wenn auch nicht das, doch will ich Dir gesteh'n,
Daß ich was Aehnliches im Sinne trage.
Die Thaten, die vom Throne aus gescheh'n,
Sie sind im Volk nur eine dunkle Sage,
Der Glocke ähnlich, die man hört,
Vom innern Trieb und Wirken unbelehrt.

Mephistopheles.

So geht dein Trachten nach der Kön'ge Tischen,
Ganz nah' zu seh'n, wie sich die Karten mischen?

Faust.

Ein müssig Zuseh'n wird mir nie genügen.
Mitwirkend mich den Ersten anzufügen,

Das wäre so nach meinem Plan,
Es knüpfen wohl sich große Folgen d'ran.
Doch was ich denke, wie dies kann geschehen,
Wohin zunächst beschlossen ist zu gehen,
Verberg' ich noch in meiner Seele.
Komm' und vollbringe, was ich Dir befehle. (Ab.)

Mephistopheles.

Als wüßt' ich nicht, was er im Schilde hat!
Er fühlt sich wundergroß und wunderweise!
Auf g'radem Weg geht's nach der Kaiserstadt! —
Ich wünsch' ihm Glück zu dieser neuen Reise. . .

Fahrten.

Eine Wanderung durch den Schwarzwald.

(Von Stuttgart bis Baden-Baden 1850.)

Muß i denn, muß i denn
Zum Städtele naus,
Städtele naus —

„Hörn's auf, ich geh' ja gern!" hätte ich rufen mögen und ließ mich vom Stuttgarter Postwagen gemächlich in Empfang nehmen; — hierauf Rüdengebell des Postpudels, Posthorngeschmetter, Bubengeschrei, Schildwachen an dem Thore — und wir waren auf offener Landstraße, von Alleebäumen, mühsamem Fuhrwerk und Berg und Thal umgeben.

Die Sonne neigte sich den westlichen Gebirgen zu, eine Lerche um die andere sank aus der Luft, die Wolken bildeten Göttergestalten in Goldrahmen und das Herz im Busen ging Einem auf; aber, du grundherrlicher Himmel! auch der Mund so manches Reisegefährten ging auf und hier zog Einer ein Stück „Gepöckeltes" hervor, ein Anderer gähnte dazu und ein Dritter schlief und schnarchte bereits mit offenem Rachen!

Ist es nicht entsetzlich? Die untergehende Sonne, Luft, Wolken, Berge und Thäler nehmen einen Anlauf, die Wunder ihrer vollsten Verherrlichung zu entfalten — und hier gähnt eine menschliche Creatur, dort zieht eine andere ein kaltes Bratenstück herfür und sagt zu ihm wie König Lear zu seinem Schmerz: „Hinunter!“ Was würde ein Poet sagen, der im Augenblicke all' seiner dichterischen Effekt-entfaltung hier eine gedankenlose Wurstvertilgung, dort den aufgesperrten Mund eines Gähnenden oder Schlafenden sähe? Und nun — der Herr der Welt, der Poet aller Poeten — er soll im Augenblicke seiner blendendsten Wunder gähnende, fressende und schnarchende Menschen im Postwagen sehen!

Es ist leider keine seltene Erscheinung, daß viele Menschen, die sich Gottes Ebenbilder nennen, sobald die Peitsche knallt und der Wagen zehn Schritte gefahren ist, auch alsbald zu kauen oder zu schlafen anfangen. Ich will von Jenen nicht reden, die bereits Tage und Nächte auf Reisen waren — aber Leute, die mit dem Moos der Ruhe und Bequemlichkeit auf der Stirne, mit hundert behaglichen Nächten auf dem Rücken, eben erst vom gedeckten Tisch in den Wagen steigen: diese Menschen essen oder schlafen zu sehen, ehe sie fünf erträgliche Worte gemurmelt, das ist denn doch der Ehre des ganzen Geschlechtes zu nahe getreten!

Wer weiß, in welche kosmopolitische Betrachtungen dieses Thema mich fortgerissen hätte, wenn nicht der Postillon aus freien Stücken eine Melodie auf dem Horn zum Besten gegeben und die untergehende Sonne an den Siebenschläfern gerächt hätte. Beethoven wurde einmal gefragt, ob er etwas Erschrecklicheres kenne als eine Flöte? Ja, sagte er, das sind zwei Flöten. Aber eines der schönsten Instrumente, wie das Posthorn, schlecht geblasen, geht doch noch weit darüber. Verzeihe mir, lieber Postillon, wir sehen uns vielleicht in diesem Leben nie wieder, aber was wahr ist, muß ich sagen: ein guter Mensch magst du sein, aber ein schlechter Musikant bist du unbestritten! Indessen du hast es gut gemeint, hast doch der lieben Abendsonne nicht in das holde Angesicht mit gähnendem Munde gesehen und hast den Mumien im Wagen Rippenstöße gegeben mit deinem Instrumente — habe deßhalb Dank und Bewunderung aus dem Innersten meiner Seele! Wenn ich es je zu Gnaden bringe beim Herrn der Heerschaaren, du sollst Stabstrompeter beim jüngsten Gericht sein, so wahr ich lebe!

Meine erste Gesellschaft erschreckte mich also nicht wenig. Woher, dachte ich, soll ich eine Reisebeschreibung nehmen, wenn der Mensch, diese erste und vornehmste Figur der Erde, die Einem vor Allem Stoff und Anknüpfungspunkte bieten soll, hinter kalten Braten und Schlaf „sich selber in

sich zurückschlingt?" wie es im Faust heißt. Und beschrieben muß doch was werden! Ich ergriff daher vor der Hand ein zeitgemäßes Mittel gegen mein Gedankenfieber, wurde fromm, ließ den Kopf hängen, schickte mein weltliches Herz in das Franz- von Assisi-Kloster der Geduld und wurde auch bald von einer so milden balsamischen Gewalt ergriffen und in das gemüthliche Reich des Schlummers gezogen, daß ich meinte, im Schooße Abrahams angelangt zu sein. Die Nacht zog mir die schwarze Capuze über das Ohr und so konnte ich wohl mit heiliger Ruhe der Auferstehung in Calw, wohin die Fahrt vor Allem zielte, entgegensehen.

Ob ich geschnarcht? Ich weiß es nicht. Aber ich wollt', ich hätte wahre Posaunenstöße entfesselt, um die siebenschläfrige Umgebung nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Vielleicht ist das auch wirklich der Fall gewesen, denn als ich einmal durch einen Wagenstoß erwachte und auffsah, fand ich den Wagen leer, wohl möglich, weil ich Alles rechts und links um mich in die Flucht getrieben.

Aber die Einsamkeit ist doch recht einsam und wer in Etwas zwischen Glauben und Unglauben an Gespenster schwankt, der sollte sorgen, daß er nie ohne die Gegenwart eines Kindes oder mindestens eines Thieres bleibe. Das sollte ich recht bald nur zu lebhaft fühlen und wenn ich jetzt auffallend ernsthaft werde, so wundern Sie sich nicht,

denn ich sage Ihnen, ich habe eine Geschichte erlebt, die mir ein Dutzend heiße Sprudelbäder erspart hat; es wäre kein Wunder, wenn ich andern Morgens als versteinertes Jammerbild im Bette gefunden worden wäre. Hören Sie, o Gott, o hören Sie!

Es war gegen zwölf Uhr Mitternachts, ich hatte eben wieder eingeschlummert, als der Wagen hielt, der Wagenschlag aufging, der Postillon sagte: „So, nun sein mer jetzt da!"

Ich wankte schlaftrunken heraus, sagte: „Wie? Wo hier? Calw da? Wirthshof — Gasthaus —?"

Der Postillon zeigte auf ein Haus, wo am offenen Hausthore ein kleines ewiges Lichtlein brannte, sagte: „Gute Nacht" — sprang auf den Bock (eine traurige Vorbedeutung!) und jagte, wie von Teufeln getrieben, davon.

O Blocksberg, Faust, daß ich euch jemals näher kennen gelernt! In der Nähe rauschte eine Mühle, die schien mir aus Barmherzigkeit des davonfahrenden Postillons höllisches Gelächter zu überlärmen! Gott! und da stand ich nun, ich einsam auf die Straße gesetzte Creatur! Was war zu thun? Natürlich dem ewigen Lichtlein zuwandern. Ich that's; ich wankte also meinem ungewissen Schicksale in einem ungewissen Hause zu. Das Erste, was ich erblickte, war ein wirrblickender Kellner, der, meiner ansichtig, eine Glocke zog —

„Sobald mein Trank bereitet, zieh' die Glocke!“ sagt Macbeth zu seiner Lady — und bald darauf geschieht der gräßliche Mord; und o Schaar der Heiligen! auch jetzt ward eine Glocke gezogen, auch ich kam wie König Dunkan zu Gast für eine Nacht, war mild wie er und hoffte wie er im Schooß der Menschenfreundlichkeit dem andern Morgen entgegenzuschlummern.

Mir ward ein Zimmer angewiesen, ich legte meine treuen Kämmerer, Glaube und Vertrauen, vor mein Schlafgemach und dachte gottselig die Sonne, die ich so hold im Westen scheiden sah, im Osten wieder ungequält erscheinen zu sehen — nein! es sollte nicht geschehen. Zwar fand ich mich am andern Morgen nicht erdolcht auf meinem Lager, allein verwundet mein Herz an manchen Stellen; mein Macbeth war ein Schrecken, der jenem Mörderkönig wenig nachstand.

Denken Sie sich — ich werde also in mein Zimmer geführt, ich sehe an der Schwelle noch einmal zurück und sehe eine Gestalt im hintern Gange vorüberhuschen, so blaß, so professorenhager, so flausberockt, so pantoffelschlürfend und unwirsch, daß ich gleich vor Argwohn bebe, es könnte ein verdammter, pferdefüßiger Geist im Haus regieren, könnte meine Kämmerer tödten, mich natürlich früher vom Leben zum Tode bringen und sich die Kronen meiner Börse selbst aufsetzen; — werfe also einige schüchterne Fragen hin

und prüfe das Angesicht des Kellners genauer, er aber stiert vor sich hin, antwortet nur halb, lächelt so ganz unbeschreiblich, stellt das Licht hin und geht ab — geht ab, als wollte er sagen: „Der Trank ist bereitet, mach's mit dir selber aus, was kümmert dich noch heute Das und Jenes, wer weiß, ob du den nächsten Morgen noch erlebst!"

Da stand ich also; legte meinen Reisesack dahin, dachte kummervolle Dinge, sagte: „Geduld und Fassung, treue Diener, entkleidet mich; der draußen im Gang sah wie ein reisender Privatgelehrter aus, das kann ein Geist nicht sein;" ging zu Bette, ach Gott, warum mußte die Decke purpurfarbig sein — und warum mußte ich den Macbeth auch gelesen haben! Ich recommandirte mich allen guten Geistern und war schon halb und halb im Zustande einzuschlafen — da horch:

„O Brüderlein, hast Du's gehört?" Ein fürchterlicher Schlag, als wäre meine Zimmerwand von Eisen und ein Centnerhammer hätte daran geschlagen! So; da haben wir's, dachte ich. Zwölf Uhr. Ja, ja, so geht's. O Jammer! warum hatte ich jetzt nicht wenigstens meine verschlafene Gesellschaft bei mir! Ich hätte im ärgsten Falle nur rufen dürfen: Adelaide, dein frisch angestellter Julius ist da! Herr Moses, die Metalliques um drei gestiegen! Herr Baltes, Ihr Kornboden hat gesiegt, der Hagel hat auf zehn-

tausend Meilen die Ernte in Grund und Boden verschlagen! — ich hätte die heiterste Gesellschaft gehabt, sechs Augen hätten Lustfeuer angezündet und alle Geister wären verscheucht gewesen. Aber da war ich allein, ohne menschliche Umgebung, lag unter einer Purpurdecke, hatte noch einige Kronen zu vergeben — welche Geister, welche Dolche hat so was schon nach sich gezogen — Pumm! Ein zweiter Schlag — und es schlägt zugleich zwölf Uhr —

Jetzt scheint die eine Erdenhälfte todt,
Und böse Träume schrecken hinter'm Vorhang
Den unbeschützten Schlaf! Die Zauberei beginnt
Den furchtbarn Dienst der bleichen Hekate,
Und aufgeschreckt von seinem heulenden Wächter,
Dem Wolf, gleich einem Nachtgespenste, geht
Mit groß — weit — ausgeholten Räuberschritten
Der Mord an sein entsetzliches Geschäft —

sagt Macbeth.

Schreckhaft! Warum hatte ich nur dieses Gespensterstück gelesen! Wie konnte ich auch denken, daß die classische Bildung mir noch einmal solche Beschwerden machen werde! Umsonst; es war zu spät! Ich wollte Anfangs aufspringen und an der Glocke reißen und das ganze Haus aus dem Schlafe schrecken und sagen, ich hätte nur ein Glas Wasser wollen, aber ich besorgte, es käme hinterm Ofen was hervor, dem Faustischen Pudel ähnlich, der eben von der

Gestalt eines Krokodills zum Mephistopheles übergeht und ich wagte nicht zu läuten — warum, noch einmal, warum hatte ich auch dieses Höllenbreughelstück gelesen! — Pumm! Der dritte Schlag. Stärker als die früheren beide.

Eine Weile lag ich da und lächelte stille vor Entsetzen; dann fing ich an, zu überlegen, ob es nicht ein und dasselbe sei, vor Angst zu vergehen, oder vor Angst wüthend zu werden; ich beschloß das letztere als das mannhaftere, richtete mich auf, schlug die Purpurdecke in malerischen Falten um die Schultern und erwartete nun nach den drei Hammerzeichen etwas Weißes, das durch mein Zimmer kommen würde. So muß sich ein Tyrann auf einem gefährdeten Thron ausnehmen, an dessen Stufen jeden Augenblick die Schaar der Feinde erscheinen soll. Ich schoß Glutpfeile mit den Augen und wollte grob werden wie Kotzentuch, wenn jetzt oder jetzt ein seufzendes Weißes mit überirdischem Ach und Weh erscheinen würde. Aber denken Sie sich — es regte sich Nichts, es kam Nichts, es erschien Nichts — es war Nichts. Es schlug ein Viertel auf Eins, zwei Viertel auf Eins, es schlug drei Viertel auf Eins — Nichts, immer noch Nichts, kein Pumm weiter, kein Geist in Hemdumwallung — nichts als Friede, Gottesfriede rechts und links im ganzen Hause; — ich wurde ruhiger, ich lächelte, ich ermüdete, ich sank wie ein Kind in Schlummer und Träume — und als es Sieben schlug, erwachte

ich wie neugeboren und erquickte mich mit Speis' und Trank und die Sonne war freudig aufgegangen und ich eilte in's Freie, der Heerstraße zu, dem Schwarzwald entgegen ...

Alles schien froh und erquickt, die Menschen boten freundlich „guten Morgen;" ich fragte Manchen um den Weg, nur aus dem Grunde, um eine Ansprache zu haben, eine menschliche Stimme zu hören. Schulknaben trabten mit ihren Ränzchen in die Schule und sahen lustig aus: ach, ich ging ja auch in die Schule, aber zu Unterricht und Erbauung in Gottes erhabenen Tempel voll Licht und Farbenpracht, voll Wunderschöpfungen unter dem Kristallbogen des Firmamentes!

Es hatte in der Nacht geregnet, die Wiesenhänge breiteten ihre grünen Teppiche zum Trocknen aus, die Waldbäume oben und die Erlen am Bach waren die lebendigen Pfähle, an denen sie ausgespannt lagen. Mein Weg führte die Straße im Thale dahin. Rechts und links stiegen des Gebirges Waldhänge in beinahe gleichgemessener Kegelform empor, von Nadelholz und Laubwald abwechselnd bewachsen; die Gießbäche und Quellen, welche zeitweise oder dauernd zwischen den Bergkegeln in das Engthal herausbrechen, sind die silbernen Sägen, durch welche die formlose Gebirgsmasse in wechselnde Berge und Thäler zerschnitten wird. Die Wälder reichen bis tief in die Thäler

herab, nur hie und da hat die Bodencultur den Waldsaum höher hinauf zurückgeschlagen, als striche die Menschenhand das wilde Haar den Bergen freundlich aus den Augen, sagend: „Sonst sieht man ja nicht, daß ihr Kinder derselben Mutter Natur seid, wie wir!“ Und während ich so hinging und allerlei Glückseliges dachte und froh war wie ein Kind, entzündete sich weit und breit an den Waldhängen hin ein schmetternder Vogelwettgesang, der das Ohr so lieblich erquickte und dem Herzen ein wahres Labsal war. Wie wurde da zugeschritten! Wie erklangen da von selber alle Saiten der Seele! Ich blickte von einer Höhe froh bewegt nach dem schön gelegenen Calw zurück, sah das Gasthaus, mein Nachtquartier, weiß und freundlich herüber blicken, bat ihm schweigend mein Unrecht ab, das ich ihm wegen der Geistergeschichte einige Stunden lang zugefügt hatte, denn ein Haus der Kobolde und Gespenster sieht bei Tage nicht so froh und klar in die Welt hinein, auch hatte ich mich vor meiner Abreise noch wohl überzeugt, daß Luftzug und zuschlagende Thüren diese wie tausend andere Geistergeschichten erzeugt hatten.

Auf dem Wege von Calw nach Wildbad erreicht man zuerst einen der merkwürdigsten Orte des ganzen Schwarzwaldes, das berühmte Hirsau, dem jeder Wanderer mit Begierde zusteuert, das jeder Tourist mit Umständlichkeit beschreibt, das unzählige Dichterkehlen besungen, Uhland

aber durch einen seiner Meistergesänge: „An die Ulme zu Hirsau" wahrhaft verklärt hat.

Man erreicht Hirsau von Calw her zu Fuße ganz bequem in einer halben Stunde. Der Schwarzwald bietet bis zu diesem Punkte noch keineswegs den düsteren Charakter, der Einem später so auffallend entgegentritt; die lichtere Färbung von Laubwäldern und die hier noch ziemliche Ausweitung des Thales tragen das Ihrige zur freundlicheren Scene bei. Dort, wo die Straße dem Wanderer endlich die Aussicht auf Hirsau eröffnet, rundet sich das Thal zu einer ungewöhnlicheren Fläche aus und man hat den Ort mit Einem vor Augen. Ein alter Thurm und die Klosterruine mit dem wunderbaren grünen Dache, welches die berühmt gewordene Ulme bildet, fallen beim ersten Blicke auf, während Hirsau selbst den Anblick eines einfachen Dorfes bietet. Betritt man den Ort selbst, so zeigt sich erst die Trennung desselben durch das Flüßchen Nagold in zwei Theile: in die Gruppe Häuser um das älteste Klostergebäude mit der Aureliuskirche und in die Gruppe von Wohngebäuden um die malerischen Ruinen des späteren großartigen Hirsauer Klosters, am linken Ufer der Nagold.

Ich war vor einigen Jahren schon ein Mal hier durchgekommen und wußte daher so ziemlich in den Räumen des alten Gemäuers Bescheid, indessen unterließ ich es doch nicht, die bejahrte Wegweiserin wieder zu rufen, die mir

schon einmal Licht und Ordnung in die geschichtliche Rumpelkammer der örtlichen Begebenheiten gebracht hatte. Es hört sich so rührend aus einem bejahrten Frauenmunde die wunderliche Geschichte, wie einst vor grauen Jahrhunderten Etwas so schön gewesen und nach und nach, wie die Schönheit eines weiblichen Angesichts, in Falte um Falte, Ruine um Ruine zusammen gesunken ist; man glaubt ein heiseres Lied von: Heute roth und morgen todt, zur Harfe gesungen, zu vernehmen.

Wir traten zuerst in einen Gartenraum, wo Obstbäume und Gras auf einem Boden grünen, der einst Gemächer, Gänge und heilige Hallen getragen, dann gingen wir den alten Thurm hinauf und durch eine Fensterhöhlung, die das schöne Hirsauer Thal mit dem Theil des Dorfes am rechten Nagoldufer im Rahmen zeigt, wurde mir der Anfang der geschichtlichen Erinnerungen zu Theil, die aber nicht soweit hinaufreichten, als die Mittheilungen der Gewährsmänner, die ich in meiner Tasche trug. Die gute Ruinenfrau begann ihre Historien erst mit dem Jahre 830, während die geschichtliche Sage bis in das Jahr 645 n. Ch. hinaufreicht; denn dort, wo die Aureliuskirche aus dem Jahre 830 noch vorhanden ist, stand früher schon eine Capelle, die sogenannte Nazariuscapelle, als deren Stifterin Helicena, aus dem Geschlechte der Edelknechte von Calw, genannt wird.

Helicena war der Sage nach eine fromme und reiche Wittwe, die inbrünstig ganz dem Herrn sich anzutrauen strebte und oft auf den Knien ihn fragte, auf welche Weise sie ihre Erdengüter am besten anwenden könnte —

Da lag sie in der Nacht einmal,
Gewiegt in fromme Träume,
Und sah ein seltsam fremdes Thal,
Darin drei Fichtenbäume.
Die Bäume waren wundersam
Aus Einem Stamm gesproßen,
Aus ihren duft'gen Wurzeln kam
Ein klarer Born geflossen.

Und ob der fremden Wunderau
Sah sie am Himmel wallen
Hoch einen Dom auf Wolken blau,
Hört' eine Stimme schallen:
„Dies Gotteshaus, Du fromme Braut,
Sei, wo die Bäume stehen,
In bestem Grund von Dir gebaut,
Nimm's aus geweihten Höhen!"

Die Frau erwacht, zieht ihr Feierkleid an, schmückt sich mit duftigen Blumen, wandert in ein fremdes Thal, bis ihr Alles klar im Sonnenschein entgegenblickt, die drei Bäume und der Born voll Himmelsthau, der hell über Blumen fließt — da

In stiller Demuth ging sie aus,
So stille kehrt sie wieder
Und setzet hier das Gotteshaus
Aus Himmelshöhen nieder!

So lautet die Legende von der Stiftung des Klosters Hirsau, die Justinus Kerner in obige und andere schöne Verse gebracht und Gustav Schwab dem Wanderer in seinem „Schwaben" erzählt hat. Erst zur Zeit Ludwig's des Frommen brachte Notung, Graf von Calw, Bischof von Vercelli, die Gebeine des heiligen Aurelius nach Deutschland und fand durch ein himmlisches Zeichen, wie es heißt, hier am rechten Ufer der Nagold, wo die St. Nazariuszelle Helicena's stand, die Stätte, wo er dem Heiligen Kloster und Kirche gründete (830).

Es waren anfangs nur etwa sieben Mönche und ein Abt in dem Kloster, das nach und nach wieder ganz in Verfall gerieth; Albert der Aeltere, Graf von Calw, der im Jahre 1066 dasselbe von neuem gründete, verlegte die Gebäude auf das linke Nagoldufer und ließ zu diesem Zwecke einen kleinen Berg förmlich abgraben. Diese neue Klosteranlage war es, welche von nun an einen merkwürdigen Flor erreichte: die großartigsten Schenkungen brachten einen seltenen Reichthum daselbst zusammen, der mindestens hier lange Jahre seine ungewöhnlichen Früchte trug. Die dreihundert Mönche und Laienbrüder des Klosters ließen

sich nicht blos ein üppiges Wohlleben nachsagen, sie erwarben sich auch den Ruhm glänzender mittelalterlicher Gelehrsamkeit. Förmliche Colonien von Mönchen gingen von hier nach Frankreich und Schwaben.

Zu Anfang der Reformation war auch dem Kloster zu Hirsau wie den meisten in Deutschland ein scharfer Besuch der Bauern zugedacht; es mochte nach diesen Besuchen trocken in den Kellern und leer in den bewohnten Räumen ausgesehen haben. Gustav Schwab, dessen guter Bericht (in seiner Schilderung des Schwarzwaldes) mir hier abwechselnd mit meiner Ruinenfrau erzählen und erklären hilft, erwähnt, indem er von der plötzlichen Erbauung eines herzoglichen Schlosses neben dem Kloster spricht, eines Umstandes nicht, der zu dem Bau des Schlosses seltsamen Anlaß gegeben haben soll. Die Ruinenführerin erwähnte den Umstand, der nun, er mag wahr sein oder nicht, ganz deutlich darthut, wie das Volk, wo es von geschichtlichen Beweggründen verlassen ist, durch eigene Erfindungen die Lücken auszufüllen pflegt.

Die Herzogin von Würtemberg, Christoph's Gemalin, soll einst, aus dem Wildbade kommend, in der Nähe von Hirsau von einem Gewitter überfallen und auf ihr Ersuchen nicht höflich genug oder auch gar nicht in das Kloster eingelassen worden sein, weßhalb der Herzog höchst ergrimmte und beschloß, hiefür etliche Schlösser und Gebäu-

lichkeiten um das Kloster herum von solcher Höhe aufzuführen, daß den Herren Patribus alle Aussicht rund herum benommen würde; das wurde denn auch ausgeführet und mochte beide Herrlichkeiten, fürstliche und kirchliche, in weitläuftigere Streitigkeiten versetzet haben, weßhalben das Ende vom Liede war, daß Herzog Christoph als Reformator seines Landes im Jahre 1558 das alte Kloster aufhob und in eine evangelische Klosterschule verwandeln ließ. Der erste lutherische Abt wurde dem letzten katholischen Abte, den man christlicher Weise im Kloster absterben ließ, als Coadjutor beigegeben. Die neue Stiftung blieb unangefochten, bis in Folge der Ereignisse des dreißigjährigen Krieges die evangelischen Aebte dem Katholicismus wieder weichen mußten. Das Kloster sah nun wieder zwei katholische Aebte. Erst der westphälische Friede brachte die evangelische Ordnung der Kirche wieder zurück. Jetzt kam die Klosterschule wieder zu Ruf und Blüthe und unter den Lehrern daselbst sind Namen Schwabens, die eine Berühmtheit erlangten. Das Jahr der förmlichen Klosterzerstörung war endlich das Jahr 1692, in deren Folge die Klosterschule nach Denkendorf in der Nähe von Stuttgart verlegt worden ist. Aebte von Hirsau wurden indessen fortcreirt, so lange die alte Verfassung Würtembergs dauerte.

Die Ruinenführerin zeigte nach diesen und ähnlichen Mittheilungen aus dem Thurmfenster auf ein großes

Gebäude an der Heerstraße und sagte: Das sei vor Zeiten die Herberge des Klosters gewesen, das Haus sei indessen neu gebaut worden bis auf einen kleinen Flügel, der aus alten Tagen noch herrühre; der Besitzer hüte sich aber wohl, dieses Alterthum abzubrechen, denn es bestehe die uralte Klostergerechtsame darauf, daß der Besitzer, so lange ein Theil des Klosterhauses noch erhalten werde, alljährlich ein Gewisses an Reis, Holz und andern Dingen als Präbende beziehen solle. Ist's nicht, wenn man Solcherlei vernimmt, als ginge Einem ein historisches Gespenst am helllichten Tag vor den Augen herum?

Wir stiegen den Thurm herab und gingen den hohen Mauern der Schloßruine zu, unter deren Grundvesten die berühmte und von Uhland so herrlich besungene Ulme ihre Wurzel schlägt, welche dann wie eine Riesensäule über die vier Mauern hinausragt und ihre schattige Laubkrone in freien Gotteslüften wiegt und schüttelt.

Zu Wittenberg im Kloster
Wuchs auch ein solcher Strauß
Und brach mit Riesenästen
Zum Klausenbach hinaus.

O Strahl des Lichts! du dringest
Hinab in jede Gruft.
O Geist der Welt! du ringest
Hinauf in Licht und Luft.

Dieser Gedanke Uhland's wird um so lebendiger angeregt, wenn man sieht, wie aus der Wurzel der Ulme sich ein neuer Stamm entwickelt hat, der durch eine etwas über dem Boden befindliche Wandöffnung hinaus und dann bis über die hohe Mauer emporgewachsen ist, wo er mit seinen jugendlichen Astarmen den Wipfel der Ulme erfaßt und wie ein Kind die Mutter freudig rauschend umarmt. So mögen Jahrhunderte die Enkel vom Sinn und Wesen der Väter, von Luft und Sonne der Freiheit ferne halten: das urkräftige Wirken und Drängen des unverwüstlichen Geistes dringt endlich dennoch durch und hinauf, wo in Licht und Luft der Freiheit das Wesen der Enkel und der Väter ihr Wiedersehen, wenn auch in neuen Formen, feiern müssen.

Wir verließen die Schloßruine, um die malerischen Reste des Klosters, namentlich des bewundernswerthen Kreuzganges, zu besehen. Es freute mich, zu vernehmen, daß die Regierung Würtembergs jährliche vierzehnhundert Gulden verwende, um doch die wenigen Reste Alterthumes zu erhalten und auszubessern, welche noch vorhanden sind; man sieht in Folge dieser Aufmerksamkeit die Mauern des Kreuzganges gedeckt und an mehreren Fenstern die Verzierungen ausgebessert oder ganz erneuert. Von sämmtlichen alterthümlichen Gebäuden stehen noch die Ruinen der Peterskirche und einer ihrer Thürme, eine ganz erhaltene Capelle und, wie erwähnt, ein großer Theil des Kreuz-

ganges; vom Kloster selbst ein achteckiger und der runde Thurm, welchen ich mit der Ruinenführerin bestiegen hatte.

Den Erklärer Gustav Schwab zur Hand und die Ruinenfrau zur Seite, hatte ich endlich alle Räume der Bauüberreste durchwandert und zog nun, vielfach angeregt, meine Straße weiter, dem Wildbade zu.

Hat man Hirsau eine Strecke im Rücken, so merkt man bald, wie sich das Bergthal nach und nach verengt und die herabdringenden Wälder oft bis auf eine Nähe von fünfzig Schritten einander gegenüberstehen. Wiesengrund und Wald bieten sich dem Auge vorherrschend dar, Felder nur selten; einzelne Mühlen in der Tiefe und dann und wann eine Gruppe Häuser machen im Durchschnitt die menschlichen Wohnungen aus. Tiefer im Gebirgsthale hat man bald auch hier und dort ein Bild der Alpenwelt im Kleinen vor Augen; Wanderer, Lastträger steigen auf Erd- und Felsstufen auf und nieder und Ziegen klettern über vorspringende Steinzacken an Berghängen und blicken oft horchend in das Thal.

Die Luft war angenehm kühl und zu Fußwanderungen wie bestellt; die Sonne durch Gewölk verschleiert und ihre Wirkung durch zeitweise leise Streifregen äußerst wohlthuend gemäßigt. Eine Glückseligkeit, die keine Worte kennt, trieb mich die Straße weiter, Alles schien mir belebt, Alles menschliche Empfindung und Sprache zu gewinnen. —

Laß mich ein Kind sein, sei es mit! . . .
Laß mich in vollen, in durstigen Zügen
Trinken die freie, die himmlische Luft!

Ich pflückte Erdbeeren und je mehr ich pflückte, desto reichlicher und rothglühender schienen sie sich zuzudrängen — ich riß mich los und eilte weiter und von allen Zweigen schmetterten die tausend Waldlieder der Vögel und die Berge und Wälder blickten mit heiteren Mienen herunter, als wollten sie rufen: „Sei uns gegrüßt und grüße uns wieder, wir sind des Vaterlandes Wälder, jedem Deutschen traute Heimatwälder!"

Eine Viertelmeile von dem Gebirgsdorfe Reichenbach gingen die Streifregen leider nach und nach in einen heftigen Landregen über und ich mußte Schutz unter Baum und Felsen suchen, um nicht ganz und gar durchnäßt zu werden. Die Lage war bedenklich, denn es führte kein anderer Weg nach dem nächsten Dorfe als die offene Straße und diese war nicht zu gehen, ohne wie aus dem Teich gezogen unter dem nächsten Dache anzukommen.

„Hamur" überwindet Alles, sagt der Wiener. Ich zog meinen Wetterpropheten hervor, den ich statt eines Regenschirmes mitgenommen hatte und fing meine Wetterstudien und Berechnungen mit großem Ernste an; schon der Titel des Werkes ließ nicht mit sich spaßen, denn er lautete: „Der wohlerfahrene populäre Witterungsprophet, oder:

Vorausbestimmung der muthmaßlichen Witterung auf einzelne Jahreszeiten und Monate, vorzugsweise aber auf einzelne Tage und Wochen, gesammelt nach natürlichen Regeln und Beobachtungen der Erscheinungen an der Sonne, dem Monde und den übrigen Planeten und Fixsternen; den Erscheinungen in unserer Atmosphäre selbst; an manchen Thieren; den Spinnen; und endlich nach den Veränderungen des Barometers, Thermometers, Hydrometers und Electrometers."

Der vielversprechende Titel des Buches schon mußte mir anzeigen, daß ich besser gethan habe, das Werk mit mir zu nehmen statt eines „Ambrels" d. h. eines Regenschirmes. Ich warf dem Landregen daher den verächtlichen Blick eines völlig Wettermächtigen zu und mußte an Faust denken, der da ruft:

Incubus! Incubus!

Da stand nun in dem Witterungspropheten: „Wenn der Wind der Sonne folgt, also Sonnengangswind ist, so bleibt es einige Tage hindurch gutes Wetter." Hm, heute folgte der Wind der Sonne nicht, im Gegentheile schien er charakterlos hin und her zu springen wie weiland der Dreikönigswind des bekannten Bündnisses — wie konnte da gutes Wetter kommen? Es kamen auch dazumal Novemberstürme mit „Granaten und Banganetten." Nun las ich weiter: „Wenn die Sonne des Morgens klar und ohne

ungewöhnliche Farbe aufgeht oder bald nach ihrem Aufgange das Gewölke vor sich hertreibt oder kleine Wolken (ich las Molken) gegenüber im Westen hat, so bleibt es denselben Tag klares Wetter.“ Ich war leider zu spät aufgestanden und erlebte jetzt den gemüthlichsten Platzregen, was konnten mich vorüberer Sonnenaufgang, Wolken und Molken kümmern?

Meine Lage war bedenklich, feucht und kalt; eine Rettung kaum in Aussicht.

Einige Buben, die Ziegen hütheten, kamen zusammt ihren Thieren zu mir herab und leisteten mir mit neugierigen Augen Gesellschaft. Der Eine trat nach einer Weile hervor und bettelte einen Kreuzer, ich jagte ihn von dannen; dann kam ein Zweiter, der bot mir Erdbeeren zum Verkauf; ich ging den Handel ein, das waren vielleicht dieselben Früchte der Mutter Erde, denen ich mich früher nur mit Mühe entrissen hatte und die mir nun durch die Hand des Knaben nachgewandert kamen. Kaum merkten die Buben, daß mit Erdbeeren was zu erreichen war, so eilten sie, das Geschäft im Großen zu betreiben und brachten mir ganze Wälder von Erdbeerkraut. Ich benutzte die Gelegenheit, ihnen das Schändliche des leichtsinnigen Bettelns darzustellen und fügte hinzu: wenn sie sich Mühe geben, sich durch Erdbeersammeln etwas zu verdienen und manchen Wanderer gegen kleine Entschädigung zu erquicken, so

wäre das allerdings erlaubt und die Zeit beim Hüthen der Thiere leidlich benützt, aber noch besser habe es doch jener Hirtenknabe gemacht, der später ein so berühmter Gelehrter geworden — —

In diesem Augenblicke riß sich die Horde von meinem Unterrichte los und stürzte, trotz des Regenflusses, wie besessen auf einen Wanderer hinab, der schweren Schrittes durch den Straßenschmutz unter einem großen Regenschirme daherschritt. Die Teufel bettelten, wie neugestärkt durch meine Sittenrede, unverschämter als zuvor und hatten noch die Frechheit, den Wanderer, der sagte, er habe kein kleines Geld bei sich, an mich zum Wechseln anzuweisen. Der Wanderer kam wirklich zu mir. Die Buben blieben lächelnd in der Ferne stehen und schienen neugierig zu sein, was nun geschehen würde. Ich machte die Bekanntschaft des Fremden, eines Unterlehrers aus der Gegend, der über meiner Lage die Buben beinahe ganz vergaß; wir kamen überein „unter seines Regedachs schützenden Privilegien" die Wanderung gemeinsam fortzusetzen, bis uns ein großer Bierwagen, der in Kürze des Weges kommen sollte, eingeholt haben würde. Die Buben wurden mit Würde und Hinterlassung eines Kreuzers für Erdbeeren in die Schranken der Schicklichkeit zurückgewiesen. So wurde ich erlöst aus einer Lage, die nicht peinlicher hätte erdacht werden können.

Ich fragte unterweges einmal, ob mein Reisegefährte

auch, anstatt mit Regenschirm, in Gesellschaft eines wohlerfahrenen populären Witterungspropheten dann und wann eine wunderschöne Reise thue? Er lachte und sagte: Nein. Da hüthete ich mich wohl, zu gestehen, daß ich mich gegenwärtig in der höchst vortheilhaften Lage befände und sagte nur mit aller Ernsthaftigkeit vor mich hin: „Es heißt aber, wenn eine dicke Wolke am Horizonte sich oberwärts in helle Streifen ausbreitet, welche Erscheinung man einen Wetterbaum oder Windwurzel nennt, so kommt bald darauf der Wind aus derselben Gegend, wo der Wetterbaum stehet."

Mein Reisegefährte erwiderte lächelnd: „Seimer froh, daß mer ein Regedach habet" und ich ließ den Gegenstand fallen, die Richtigkeit der Aeußerung einsehend.

Im Dorfe Reichenbach holte uns der Bierwagen ein und nahm uns unter sein Leinwanddach auf. Der Regen goß in Strömen, die Straße gegen Calmbach führte schreckschaft abwärts und die Pferde wurden heftig angetrieben; denken Sie sich nun, daß wir dabei auf kleinen hin und her springenden Fässern sitzen und von Zeit zu Zeit, gleich den Gemsen von Fels zu Fels, von Faß zu Faß springen mußten, um dem durchdringenden Regen oder einem Beinbruche zu entgehen. Ich erblasse Zeit meines Lebens, so oft ich an diese Lage denke. Mein Reisegefährte fand endlich die rechte Stellung aus. Er stellte sich auf Händ' und

Füße und glich so einer zitternden Gemse, die auf den vier höchsten Felsenzacken stehend, in den gähnenden Abgrund starrt, des Sturzes jeden Augenblick gewärtig.

Zu unserer dunklen Lage paßte der finstere Schwarzwald um Calmbach vortrefflich. Das Thal war enge, die schroff aufsteigenden gleichförmigen Berghäupter, ausschließlich mit schwarzer Tannenwaldung bewachsen, dampften jetzt in einer Weise vom Regen, als beherbergten sie ein brennendes Fegefeuer und die siedende Hölle zusammen. Zum Glücke endete bei Calmbach der Regenguß und wir konnten zu Fuße unsere Wanderung fortsetzen.

Mein Gefährte sah mich, ich ihn an, als wir aus dem Wagen waren, wir sprachen kein Wort, drückten uns die Hand und schieden, entsetzt von Dem, was wir eben erlitten hatten.

Von Calmbach kann man in Zeit von einer halben Stunde Wildbad erreichen; ich wollte daher ohne Rast meinen Weg verfolgen und schritt der Straße nach mächtig weiter.

Um doch einigermaßen mit Sicherheit auf das Wetter zählen zu können, zog ich meinen Propheten wieder aus der Tasche und las mit großer Andacht: „Wenn die Hängespinne aber während eines Windes spinnt und zu den beiden sich durchkreuzenden Grundfäden alle diejenigen Fäden mit hineinwirkt, die von dem Mittelpunkte aus nach

der Peripherie sich hinerstrecken, diejenigen hingegen nicht, welche nicht nach dem Mittelpunkte zulaufen, so legt sich der Wind wahrscheinlich in zehn bis zwölf Stunden." Aha! dachte ich und steckte das Büchlein wieder ein — in zehn bis zwölf Stunden, was wird da sein? O Gott! Ja, es war Etwas. Sogar schon früher, kaum als ich meinen Propheten eingesteckt hatte, stürzte Etwas von den Berghäuptern in dichten weißen Strömen hinab und begoß mich der Art, daß ich — o das Leben ist doch schön! — noch einmal auf den vermaledeiten Fässerwagen mußte und zerrüttelt und zerschlagen endlich in Wildbad anlangte.

Zum Glücke stand ein schönes freundliches Badefräulein an der Schwelle des Wirthshauses, wo ich einkehrte, sonst wäre mein Unheil kaum zu ertragen gewesen; das Fräulein warf dem Regenstrom einen Blick voll Wehmuth zu, als wollte sie rufen: „Stürz' meinen Carl nicht in Verzweiflung, Franz!"

Das genügte. Ich trat in mein Zimmer, war heiterer Dinge und blickte hoffnungsvoll in die Zukunft; hier konnte ich getrost den Erfolg aller Vorhersagung meines populären Witterungspropheten abwarten, der da an einer Stelle, die ich höchst vergnüglich aufschlug, sagt: „Wenn der Sonne gegenüber ein heller Schein am Himmel, wie der Fuß eines Regenbogens gesehen wird, welche Erscheinung man eine Windgalle nennt, so erfolgt bald ein Sturm."

Jetzt war's gewonnen. Ich machte mich geschwinde menschlich aussehen, lehrte meinen Körper wieder aufrechten Gang mit gegen Himmel gewandtem Gesicht und eh' man sich's versah, ging ein seltsamer Heiliger mehr im Wildbad herum.

Der Regen hatte nachgelassen, die Sonne hatte das Gewölke durchrissen und sah gegen Abend durch ein rundes Loch wie durch ein Sacristeifenster. Beim Anblick der lange nicht gesehenen Sonne kam sogleich die ganze gesunde und kranke Welt des Ortes in Bewegung und während unten die Wägelchen der Lahmen hin und wieder rasselten, bekamen die Berghänge um Wildbad ein höchst belebtes und buntes Aussehen durch die geschmückten, von allen Seiten hinaufdringenden Menschen.

Diese Berghänge gehören wirklich zur schönsten Zierde des Wildbades und sind für die Curgäste eine wahre Wohlthat. Nach wenigen Schritten ist man auf den gut angelegten Sandwegen an den steilen Bergwänden so hoch gekommen, daß Einem die menschlichen Wohnungen und namentlich die grandiosen Gebäude der Badeanstalt malerisch zu Füßen liegen; man rastet, man gruppirt sich gesellig, man genießt die schöne Aussicht und erquickt sich an Berg- und Waldluft. An schönen Sommerabenden steigt es da bunt und lieblich wie auf der seligen Jacobsleiter auf und nieder.

So schön nun aber auch bei solchen Gelegenheiten Wildbad im ersten Augenblicke aussieht, so würde man sich doch gewaltig täuschen, wollte man es für eines der sogenannten Luxusbäder halten. Denn im Ganzen findet man nur Wenige hier, die nicht entweder selber als Defect oder mindestens nur als Begleitung eines gebrechlichen Gastes da gehalten würden. Immerhin aber wird Wildbad den Fremden in Bezug auf sein städtisches Aussehen überraschen. Bedeutende Gasthöfe und Privathäuser, mitunter von schönen Gartenanlagen umgeben, lassen die schnelle und glänzende Aufnahme des Bades seit einigen Jahren errathen. Es ist nicht so lange her, daß in Zeitungen und Brochüren, von Badegästen und Touristen der Mangel an Gasthäusern und vermiethbaren Privatwohnungen als sehr empfindlich hervorgehoben wurde, dieser Mangel dürfte jetzt als gehoben betrachtet werden können, da es häufiger geschieht, daß die vorhandenen Räume über Mangel an Gästen sich beklagen.

Wie sehr Wildbad nur als Curort angesehen wird, das mag wohl aus dem Umstande zu ersehen sein, daß selbst der „königliche Bau," ein ansehnliches Gebäude, welches einen großen Theil des Marktplatzes einnimmt, während der Saison an Curgäste vermiethet oder dann und wann auch aus besonderer Rücksicht unentgeltlich abgelassen zu werden pflegt. In diesem Palais befindet sich

ein ziemlich großer Gesellschaftssaal, der des Abends auf öffentliche Kosten beleuchtet wird, zu Tanz- und Gesellschaftsspielen dient und bei schlechtem Wetter auch die Promenade ersetzen muß. Die in diesem Palais wohnenden Curgäste haben den nicht unwesentlichen Vortheil, aus den Gemächern durch bedeckte Gänge zu den Quellen gelangen zu können. Die unteren Hallen des königlichen Baues sind es, welche während der Curzeit zum Ausstellen verschiedener Waaren und zum Unterbringen einer Bibliothek und eines Lesezimmers für die Curgäste dienen. An der südlichen Seite des Wildbades befindet sich die Promenade mit reizenden Buchenalleen, Laubgängen, Felsenpartien und einzelnen Hütten. Die Enz zieht wildrauschend an diesen Spaziergängen vorüber. Der wichtigste Punkt und der Wallfahrtsort der Kranken und Gesunden ist natürlich die Badeanstalt mitten in der Stadt am Marktplatze selbst. Die Quellen entspringen aus Spalten und Ritzen von Granitfelsen, ihr Strahl ist hell und klar und fluthet stets mit gleicher Wärme an derselben Stelle, wenn auch an verschiedenen Stellen $23\frac{1}{2}$ bis 30 Grad Reaumur gewährend, was dem Kranken den Vortheil bietet, daß er mit tieferer Temperatur beginnen und mit höherer die Cur beschließen kann, ohne zu dem künstlichen Kühlen wie in Baden-Baden seine Zuflucht nehmen zu müssen. Die Wirkungen des Wildbades sind von anerkannter Bedeutung und man weiß so

ziemlich jeden Sommer eine halbe Wundercur daselbst zu melden. Die Badeanstalt bietet Bassins von größerer oder kleinerer Ausdehnung, so daß man in Gesellschaft oder alleine baden kann; die größeren sind wieder in Herren- und Frauen-Bäder abgetheilt und durch bretterne Wände getrennt. Die Umkleidezimmer werden selbst während der Hundstage geheizt.

Es läßt sich denken, daß eine Entdeckung so wichtiger Quellen wie des Wildbades nicht lange auf sich warten ließ und wirklich sollen sie auch den Römern schon bekannt gewesen sein, deren Aufenthalt in diesen Gegenden viele Spuren andeuten. Uhland singt in seinem „Eberhard“:

Ein angeschossener Eber, der sich die Wunde wusch,
Verrieth voreinst den Jägern den Quell in Kluft und Busch.

Wildbad war schon ein größerer Ort, als es im Besitze der Grafen von Calw geschichtlich öfter genannt wurde; nach dem Aussterben der Grafen von Calw, im dreizehnten Jahrhundert, kamen ihre Besitzungen theils an die Grafen von Berg und Schelklingen, theils an die Pfalzgrafen von Tübingen. Im Jahre 1308 traten jene ihre Hälfte der Grafschaft Calw an Eberhard von Würtemberg ab, die andere Hälfte verkaufte Pfalzgraf Wilhelm von Tübingen an die Grafen Eberhard den Greiner und Ulrich IV. von Würtemberg im Jahre 1345 für 7000 Pfund Heller.

Graf Eberhard von Würtemberg besuchte im Jahre 1367 in Begleitung seines Sohnes Ulrich das Wildbad und war eben im besten Gebrauche der stärkenden Quellen, als er unerwartet in große Gefahr kam, gefangen oder erschlagen zu werden. Er war dem Adel Würtemberg's lange her eine gefährlich aufstrebende Macht, die sich auf Kosten der Ansprüche des Adels schnell und drohend entfaltete. Den herrischen Mann zu beseitigen, entstand daher ein Bund des Adels unter dem Namen der Schlegler und die Gelegenheit, den Wehrlosen unvermuthet im Wildbade zu überfallen, erschien dem Bunde auserlesen. Aber ein treuer Hirte des Gebirges rettete Vater und Sohn noch im rechten Augenblicke, indem er sie warnte, über unwegsame Berge, Schluchten und Wälder in die Feste Zavelstein führte und den alten Grafen, dem das Steigen über die Berge sehr beschwerlich fiel, den größten Theil des Weges auf seinen Schultern trug. Diesen rührenden Fall hat Uhland in seiner unübertrefflichen Weise besungen; ich setze die Bekanntschaft mit dieser herrlichen Dichtung voraus und führe nur eine Stelle hier an, wo es nach der Rettung des Grafen durch den Hirten heißt:

Da denkt der alte Greiner: „Es thut doch wahrlich gut,
So sänftlich sein getragen von einem treuen Blut:
In Fährden und in Nöthen zeigt erst das Volk sich echt,
D'rum soll man nie zertreten sein altes gutes Recht.“

Das Entkommen des Grafen Eberhard hat das arme Städtchen Wildbad schwer büßen müssen. Der Schleglerbund ließ nach der brutalen Weise jener Tage seine ganze Rache über die unschuldigen Einwohner des Ortes hereinbrechen durch Morden, Sengen und Brennen. In Folge dieses Kriegsunglückes wurde Wildbad später mit Mauern umgeben, von denen man jetzt natürlich keine Spur mehr sieht, da Wildbad wohl von Freund und Feind verschont bleiben dürfte, indem keiner vorher wissen kann, ob er nicht auch einmal vonnöthen haben würde, der Quellen heilende und stärkende Wogen zu besteigen. Justinus Kerner empfiehlt als Arzt und Dichter die Wellen des Wildbades also:

Quält Schmerz und Krankheit deine Glieder,
Macht welk dein Herz der Menschen Qual;
Verlaß die Welt und steig hernieder
In dieses unterird'sche Thal.

Hier legt Natur mit linden Armen,
Dich an die Brust und löst den Schmerz,
Will Dich kein Menschenherz erwarmen,
Erwärmt Dich hier ihr Mutterherz.

So viel ist ausgemacht, daß auch selten ein gesunder Wanderer sich der Wohlthat wenigstens Eines Bades entziehen wird, denn ist man auch noch so gesund, eine

körperliche Stärkung wird auch der Kräftigste nicht verschmähen.

Unter solcherlei Gedanken und geschichtlichen Erinnerungen kam der Abend; es regnete wieder, ich eilte daher in Ermangelung aller persönlichen Bekanntschaften dem Lesecabinete zu, um nachzusehen, was über den Bergen die Völker bewege, hatte aber bald herzlich genug gesehen, denn ich fand, daß ich vom Regen in die Traufe gerathen war. Es gießet in den Zeitungen jetzt wieder Wasser in Versen und Prosa, daß es zum Ersaufen ist. Bei dem Abendtische fand ich belebte Gesellschaft und das war wohl nicht zu verwundern. Man glaubt gar nicht, bis zu welcher Wuth die Langeweile zweier Regentage eine Badegesellschaft geistig auszuhungern im Stande ist, ein Fremder wird dann nicht selten als neues Element mit unglaublicher Neugierde angefallen und gesellig bis auf die Knochen abgenagt. Auf meinem Zimmer endlich noch ziemlich mit heiler Haut angekommen, war mein erster Gedanke: Was morgen anfangen, thun und beginnen, wenn der Himmel sich darin gefallen sollte, die Rolle eines auslaufenden Bergsee's weiter zu spielen? Zu gehen war es dann nicht, war es aber ohne Zweck, ohne Gesellschaft, ohne Beschäftigung möglich, zu bleiben?

„Sei ruhig Pudel! renne nicht hin und wieder!"

Ich ging also schlafen und tröstete mich mit jener gedie-

genen Stelle meines wohlerfahrenen populären Witterungspropheten, wo sodannen es heißet: „Wenn es den Tag hindurch wolkicht gewesen ist, des Abends aber an einer Seite des Himmels sich eine helle Oeffnung zeigt, welche offen bleibt, so kommt den folgenden Tag der Wind von derselben Seite her, geht aber diese Oeffnung nach einiger Zeit wieder zu, so bläs't der Wind gegen dieselbe Seite." Auf diese Weise konnte ich ja ruhig schlafen. Der Wind mußte am besten wissen, was er zu thun haben würde.

Andern Morgens regnete es denn auch glücklich wieder. Ich packte ein und setzte mich reisefertig an die Thüre des Gastzimmers, mit dem Vorsatze, wenn es weiter regnen würde, statt zu Fuße über Dobel und Herrenalb zu wandern, mit der Post den ungeheueren Umweg über Pforzheim nach Durlach und von da auf der Eisenbahn nach Baden-Baden zu machen.

Es regnete weiter. Da schlug ich in meinem Wetterpropheten nach und fand die Stelle: „Auch kleine Wirbelwinde an hellen heitern Tagen zeigen meistens baldige Gewitter an;" daraus schloß ich, daß der Regen gestern und heute eigentlich nur Gewitterregen im Gebirge sei und entschied mich, mit der Post dem Bereiche der triefenden Wolken zu entfliehen. Es schien uns wirklich eine Zeit lang gelingen zu wollen, bis uns über Pforzheim hinaus zwei Riesengewitter mit obligaten Regenschauern umgingen, ein-

holten, in die Flanken fielen, auf's Haupt schlugen und uns gefangen zurückgebracht hätten, wenn wir durch die Postpferde nicht tapfer der Gefahr entrissen worden wären. Ich will von meiner Stimmung schweigen. Abends um 8 Uhr war ich in Baden-Baden . . . .

Wer zum ersten Male auf der Eisenbahn nach Baden-Baden kommt und am Bahnhofe das Drängen und Treiben der Menschenmenge sieht, der möchte wohl versucht sein, zu glauben, seine Füße oder ein Fiaker würden ihn nach Kurzem mitten in das Getümmel einer Hauptstadt führen. Das Geräusch der Menschen, Wagen und Thiere begleitet Einen bis tief in die Stadt, die gewählten Toiletten, die prachtvollen neuen Gasthöfe, das Läuten der Gasthofglocken beim Vorfahren neuer Gäste, das Herausdringen der gesammten Bewohnerschaft einer Straße auf Balkone, vor die Haus- oder Gartenthüren, um den Ankömmlingen prüfende Blicke zuzuwerfen: Alles das verlängert die Täuschung, als ob man jeden Augenblick vom Gewoge einer Großstadt umringt werden sollte. Auch die Art der Aufnahme in den schönen Gasthöfen, deren zahlreiche Dienerschaft und reichliche Abendbeleuchtung in Hallen, Gängen und Sälen, ist der großstädtischen Weise bestens nachgebildet, so daß der Fremde, der hier neben dem Bade zugleich den Comfort einer großen Stadt zu suchen kam, sich wohl schwerlich getäuscht haben dürfte. Ist man aber aus

den Reisekleidern und denkt nun, den Tumult und Kern der großen Stadt zu suchen, da ist man bald über alle Täuschung hinweg; von dem ganzen früheren Gewoge ist nur noch ein kleiner Menschenstrom nach Einer Richtung übrig geblieben, der den Fremden faßt und mitzieht nach den sehr schönen Parkanlagen, nach der imposanten Trinkhalle, nach dem Conversationshause, dessen feenhaft beleuchtete prachtvolle Räume von Menschen jedes Geschlechts, jedes Alters, mannigfaltiger Nationalitäten wimmeln. Vortreffliche Musik stürzt in melodischen Cascaden vom hohen Orchester unter die wogenden, glänzend gekleideten Gäste und scheint zu leichtsinnigen Träumereien zu laden, während am Ende des großen Saales und im anstoßenden Gemache der grüne Tisch seine Opfer mit furchtbarer Schnelligkeit verschlingt.

Ich war nicht eine halbe Stunde in Baden, als ich hörte, daß ein junger Schottländer seine ganze bedeutende Baarschaft verloren habe und einen Vorrath Waaren, die er zum Verkaufe mitgebracht, mit Stumpf und Stiel zu versetzen gezwungen worden sei. Heute ist der **sche Gesandte in Spanien von hier abgereist, nachdem er 80.000 Franken verloren; er ist in Verzweiflung fort, ohne Schneider, Schuster, Barbier zahlen zu können; der Spielpächter lieh ihm 700 Franken Reisegeld. Man entsetzt sich, Hände voll Gold kaum auf eine Nummer legen und im nächsten

Augenblicke wie in einen Abgrund streichen zu sehen. Alt und Jung, Männer und Frauen sieht man hier marmorkalt, dort sichtbarlich fiebernd, wenn nicht immer ihre ganze Zukunft auf das Spiel setzen, doch manche schlaflose Nacht, manchen kümmerlichen Monat, manches qualvolle Jahr verschulden und das nicht blos zu ihrem eigenen Schaden, sondern nicht selten auch auf Kosten ihrer leidenden Mitmenschen. Zehne sieht man verlieren, bis Einer gewinnt und sieht man Einen gewinnen, so muß man erschrecken vor dem furchtbaren Reize des Beispiels, das leicht sein Dutzend neue Opfer nachziehen kann.

Während solche Dinge auf dem grünen Tuche entschieden werden, drängen sich nicht blos die Spielenden um den Tisch, sondern auch Neugierige die Menge sehen dem Schicksale zu, wie es über Mein und Dein und nicht selten zugleich über Leben und Tod mit grausamer Hast entscheidet. Ja Eltern nehmen sogar ihre kleinen Kinder zum Spieltisch mit, ohne zu bedenken, daß in der Kinderseele Alles in verklärtem Schimmer haften bleibt und leicht zum ersten Male der Vorsatz rege werden könnte, in spätern Jahren dieses glänzende unschuldige Spiel um schöne Dukaten auch einmal mitzuspielen.

Aber genug von diesen Dingen. Der Jupiterzorn so manches Anklageartikels wird jährlich losgelassen gegen die grünen Tische in Deutschland, das Parlament hat sie auf-

gehoben, das Parlament besteht nicht mehr, die Anklagen verhallen, die grünen Tische fahren fort, ihre Opfer zu verschlingen.

Eine schöne Entdeckung mache ich ferner auch noch hier; man hat die allerliebste Gelegenheit, auf deutschem Boden, mitten unter Deutschen vergessen zu lernen, daß es Deutsche gibt. Es sind viele Franzosen hier, das ist richtig; es sind viele Engländer hier, das ist auch gut; — mancher Franzose und mancher Engländer hat nicht Lust oder Muße gehabt, deutsch zu lernen, ehe er nach Deutschland ging — dagegen ist auch nichts einzuwenden. Daß Gastwirthe und deren Dienerschaft französisch reden, daß der gebildete Deutsche überhaupt französisch und englisch lernt, das ist keine Schande, das ist sogar schön und gut und ordentlich nützlich. Wenn aber ein Deutscher mit dem Deutschen französisch spricht, oft aus dem puren kindsköpfigen Grunde, weil er in der Nähe einen Franzosen oder Engländer vermuthet oder damit er seinen deutschen Landsleuten gegenüber „als etwas Vornehmeres" erscheine — einem solchen Menschen sollte das Vaterland wirklich die Thüre weisen, so groß sie ist! In Frankreich spricht jeder Karrenschieber französisch, in England jeder Karrenschieber englisch und keinem Menschen fällt es ein, ihn deshalb für etwas Vornehmes zu halten. Meiner Ansicht nach lernt man eine fremde Sprache nicht, blos um einer fremden Nation das

Bedientencompliment zu machen, daß man seine Sprache spreche, sondern lediglich, um entweder den Geist einer anderen Nation in deren Werken der Wissenschaft und Kunst zu studiren oder dem Zweck der Nützlichkeit und des nothwendigen Verkehrs zu Liebe.

Es wird französisch und englisch gelernt über Hals und Kopf, werden alle Phrasen der Welt mit fremden Lettern auf Hirn und Herz gepreßt, damit die heimische Fühl- und Denkweise ja nicht mehr in heimischen Lauten hörbar werde; aber benützt man auch die fremde Sprache zur Erwerbung fremder Weisheit? Liest, studirt man einen Shakespeare, einen Racine wie mittelmäßige oder zweideutige Romane? O geht mir weg! Da gibt es Menschen, die vier, fünf Sprachen sprechen und nicht in einer einzigen im Stande sind, einen gediegenen Gedanken an's Licht zu setzen. Sprache ist nur Mittel, um Gedanken mitzutheilen; wer aber nichts Ordentliches zu denken vermag, der hat an einer einzigen Sprache mehr als zu viel. Laßt Euch Stiefel und Sporen regimenterweis machen, wenn Ihr keine Pferde habt, werdet Ihr das Reiten vergebens versuchen. Lernt Sprachen so viel Ihr wollt, man wird Euch darum loben, aber wählt Euere Muttersprache als die, in welcher Ihr euer innerstes heißestes Gedanken- und Herzensleben hegt und bildet. Wie soll der Franzose und Engländer Respect vor Euch und Euerer Sprache haben, wenn er sie Euch augen-

blicklich verleugnen sieht, so wie er erscheint? Es ist wahr, die deutsche Sprache ist gradaus und glanzlos, wenn man Alltägliches spricht; was dumm ist, klingt dumm; was roh ist, klingt roh; was verwerflich ist, hört sich widerlich an; aber reinigt euer Gefühl und veredelt euere Gedanken: wie überrascht werdet Ihr sie schwellen und klingen, bezaubern und überwältigen hören! Beachtet, wie sie Schiller und Goethe gesprochen, Uhland, Grün und Lenau gesungen und Ihr werdet sie bewundern und lieben lernen. Was! Und Ihr selbst habt nie gehört, wie die deutsche Sprache klingt, wenn eine Mutter ihr neugeborenes Kind emporhebt und ruft: Mein Kind? Wenn zwei Herzen sich finden und in Verklärung zu einander sprechen, was ihr ganzes Wesen erfüllt? Denkt an den germanischen Schlachtruf, an die Sprache der Nibelungen, an Kant und Humboldt, um den Donner und die melodische Woge, die kristallige Kürze und die weltumfassende Gedankenfülle Euerer Muttersprache kennen und würdigen zu lernen. Ich weiß, Ihr werdet sterben mit dem deutschen Seufzer: O mein Herr und barmherziger Vater im Himmel! Warum denn dann erst, an der Pforte des Lebens, Euerer Muttersprache Gerechtigkeit widerfahren lassen? Bon jour! Wie fein und klangvoll! Wie groß muß man erscheinen, wenn man es zu einem classischen Vortrag dieser Art gebracht hat! Groß? Classisch? O geht mir weg!

Es thut mir leid, solche Dinge über einen Aufenthalt berichten zu müssen, der dem Paradiese so ähnlich sieht wie ein Zwillingsbruder dem andern. Ja, Baden und dessen Umgebung gleicht einem Paradiese, es ist ein Garten, reich und schön und die verderblichen Lockungen des grünen Tisches übernehmen die Rolle der Schlange, welche täglich ihr Opfer zu Falle bringt. Ein wahrer Zauberkreis von waldigen Höhen umringt die Stadt und Niemand wird von der ersten besten Anhöhe, namentlich vom alten Schlosse, von der Eberstein- und Yburg oder gar von den Thurmzinnen des Mercuriusberges in das Thal um Baden, auf die unabsehbare Rheinebene mit dem Vogesengebirge und blauen Hintergrunde und in das Murgthal bei Gernsbach geblickt haben, ohne einen unvergeßlichen Eindruck mitzunehmen.

Um von allen gütigen Spenden keine fehlen zu lassen, hat die Natur auch noch ihre warmen Adern geöffnet, um hier Leben von ihrem Leben zum Wohl der Menschen auszuströmen. Da ist es denn auch kein Wunder, zu vernehmen, daß sowohl die Gegend um Baden als ganz besonders die warmen Quellen daselbst ihre Anziehungskraft schon im frühesten Alterthume bemerkbar machten. Welche Bedeutung, ja welchen Glanz Baden-Baden unter den Römern schon erreicht hatte, davon geben die ausgegrabenen Mauertrümmer, Steinbilder, Altäre, Meilenzeiger, Gefäße u. s. w. ein überraschendes Zeugniß.

Die Kaiser Hadrian und Antonin sind, nach den aufgefundenen Denkmälern zu folgern, die Gründer der Stadt gewesen und schlugen zuweilen ihren Hofhalt hier auf. Trajan blieb auch hier in seiner Thätigkeit nicht lässig, brachte die Heilquellen in Aufnahme und erhob Baden zur Stadt. Von Kaiser Bassianus Caracalla oder von Kaiser Alexander Severus, denen der Zuname Aurelius gemeinsam war, führte Baden den Namen Aurelia. Damals war sie bereits durch Straßen nach Straßburg, Selz und Pforzheim verbunden. Vier römische Legionen hatten hier ihr Standquartier. Unter Kaiser Probus wurden hier die ersten Weinreben gepflanzt. Der germanische Völkerandrang und Befreiungskampf wüthete nicht nur die bewaffneten Römer, sondern auch die letzten Spuren ihrer Werke von da hinweg; Zwingburgen, Castelle und Wartthürme wurden gebrochen, die Kunstwerke ihrer Tempel und Villen verbrannt, ihre Trümmer begraben. Von der verschwundenen Stadt Aurelia verblieb lange Jahre nur mehr eine dunkle Sage, bis sich um das Jahr 675 an deren Stelle ein Ort erhebt, der in einer Urkunde Dagobert's des Zweiten unter dem Namen „Badin" erwähnt wird. Badin blieb die Hauptstadt eines allemanischen Herzogthums, das die Oberherrlichkeit der Franken unter den Merovingern anzuerkennen gezwungen war, worauf die alten Götter gestürzt wurden und das siegende Kreuz in Sitten und Gesinnung hier den

Uebergang in eine neue Zeit vorbereiten half. Von Carl dem Großen an ging Baden wie ein wanderndes Eigenthum aus einer Hand in die andere über. Ludwig der Deutsche gab es wieder den Mönchen von Weißenburg, denen es Dagobert geschenkt hatte. Vom Hause der Zähringer brachte eine Tochter dieses Namens das Schloß zu Baden an Heinrich den Löwen, von dem es Friedrich der Rothbart durch Tausch erwarb; Schloß und Ortschaft aber erhielt von Rothbart der Markgraf Hermann der Dritte zu Lehen, dessen Nachkommen hier ihren Wohnsitz aufschlugen und fortan von der Besitzung den Namen Baden führten, der vom Regentenhaus auf das ganze Land überging.

Unter Markgraf Christoph sehen wir Baden nach und nach wieder zu einem Glanze emporkommen, der seit der Vertreibung der Römer daselbst nicht mehr gesehen worden war. Der Landesherr und Kaiser und Reich wetteiferten im Verleihen großer Freiheiten. Der Zudrang von Fremden war bald so groß, daß eine strenge Badeordnung nothwendig wurde, aus deren einzelnen Sätzen wir ersehen, daß nicht Zucht, Mäßigung und Friedfertigkeit die vorherrschenden Tugenden der lieben Gäste gewesen sein müssen. Zank, Hader und blutige Händel waren bei Geldbuße, Stadtverweisung und Todesstrafe untersagt; eben so scharf wurden Frevel gegen Frauen und Jungfrauen geahndet; Trunkenbolde, Taugenichtse und Grobiane wurden ge-

waltsam aus der Stadt entfernt. Die Zahl der Gäste stieg schon damals bis auf 3000, unter denen es von Fürsten, Grafen und Herren aller Art wimmelte. Gelehrte und Dichter ließen es an prosaischen Abhandlungen und Gefühlsbebungen in Versen nicht fehlen.

Als im Jahre 1561 die Pest in das Land drang und ringsum große Verheerungen anrichtete, da öffneten die Badener die Platten über ihren warmen Quellen und ließen das dampfende Wasser durch alle Straßen rinnen. Die heilsamen Dunstwolken wehrten der geschwängerten Atmosphäre den Zugang und die Seuche drang nicht weiter in das Thal, als bis zu den drei Eichen bei Scheuern, wo jetzt die Capelle steht, in der nach der Volkssage der böse Geist der Pest unter einem Steine gebannt liegt. Im Jahr 1832 war ein Oeffnen der Platten über den warmen Quellen als Mittel gegen die drohende Cholera wieder in Vorschlag.

Es kann hier nicht die Aufgabe sein, ein geschichtliches Bild vom innern Leben Badens zu geben, weßhalb wir auch die socialen und kirchlichen Stürme der Stadt unerwähnt lassen. Nur das materielle Aufkommen und äußere Erscheinen Badens soll uns flüchtig bis zur neuesten Zeit beschäftigen. Das Jahr 1689, eines der ruchlosesten der Weltgeschichte, hatte auch Baden in einer schaudererregenden Weise mitgenommen; die räuberischen Franzosenhorden ver-

brannten, wie andere große und kleine Ortschaften, auch Baden nach vorhergegangenen Schandthaten aller Art bis auf den Grund. In Folge dieses Unglücks war Baden zu einem Dorfe herabgesunken, das zur Zeit des Frühlings und Sommers höchstens ein stilles Häuflein kranker Besucher innerhalb seiner beschränkten Räume sah. Und sonderbar! Wie es die Franzosen gewesen waren, die Baden in solchen Jammerzustand herabgestürzt hatten, so sollten es zur Zeit des Ausbruchs der Revolution eben die Franzosen sein, welche Baden zum ersten Male wieder in größerem Maßstabe zu beleben anfingen. Eine gute Anzahl adeliger Flüchtlinge aus Frankreich setzte sich hier fest, die durch Anhäufung deutscher Truppen am Rhein bedeutend vermehrt und später durch die siegreich vordringenden französischen Heere ersetzt wurden; am allerfolgenreichsten aber war für Baden der Rastatter Congreß, der eine große Menge Fremder aus allen Gegenden hier zusammenführte, worauf sich die Stadt eines stets wachsenden Sommerbesuches zu erfreuen hatte. Die badische Regierung sah die Vortheile eines europäischen Badeortes wohl ein und ließ die Stadt seit Jahrzehnten nicht ohne große Vergünstigungen und Pflege; Verschönerungen, Neubauten und gesellige Anstalten sind gewonnen worden, so daß man jetzt in guten Sommern 2000 Gäste in Baden zählt. Die Trinkhalle, das Conversationshaus und die Parkanlagen

gehören zu den geschmackvollsten Schöpfungen ihrer Art und berühren Einen blos durch den Beigedanken unangenehm, daß sie dem Sündengelde des grünen Tisches ihre Entstehung oder Erhaltung verdanken.

Wie nun Baden als paradiesischer Aufenthalt und als Curort von Menschen so gerne besucht wird, so scheint auch die Poesie hier mit Vorliebe auf einzelnen Punkten zu weilen und es gibt wohl keinen bedeutenderen Punkt in Badens Umgebung, der nicht seinen Sänger gefunden hätte. Ich will nur der trefflichen Ballade „Graf Eberstein" erwähnen, welche ein holdes Monument für die Ruine von Eberşteinburg ist. Eine schöne Zierde Badens sind die vielen sinnigen Sagen, welche theils auf die Stadt, theils auf die Umgegend Bezug haben. Es war ein rühmenswerther Gedanke, einen Kranz dieser Sagen in Frescomalerei zu verkörpern und die Hauptfronte der Trinkhalle damit zu schmücken. Die Gemälde wie der Künstler, Galeriedirector Götzenberger in Mannheim, sind bekannt genug. Die Sage von Badens Ursprung will ich der Vollständigkeit meines Berichtes halber und weil sie vielleicht doch manchem Leser wenig oder gar nicht bekannt sein dürfte, nach Alois Schreiber's Mittheilung hierhersetzen.

Es hütheten einst, so heißt es, Hirten ihr Vieh in der Nähe des Herrenwieser- oder Mummelsee's. Da stieg ein schwarzer Stier aus demselben hervor und gesellte sich zu

den andern Rindern. Aber alsbald kam ein kleines Männlein aus dem See nach, in Rattenpelz gekleidet, um den Stier zurückzuholen. Da dieser jedoch nicht gehorchen wollte, bat das Männlein zwei von den Hirten, sie möchten ihm behilflich sein, den Stier wieder einzufangen und in den See zurückzutreiben. Diese waren sogleich dazu bereit und es gelang ihnen den wilden Stier bis an den Rand des See's zu treiben, wo er sich augenblicklich in die Fluthen stürzte und nicht mehr zum Vorschein kam. Das Männlein im Rattenpelze aber sagte zu den Hirtenknaben: Hier schenke ich Jedem von Euch als Zeichen meiner Dankbarkeit einen Stein; wohin Ihr ihn werfen mögt, da wird auf der Stelle ein warmer Quell entspringen, der heilsame Kräfte besitzt gegen mancherlei Krankheiten. Die Knaben nahmen vertrauensvoll die Steine und bewahrten sie lange Zeit auf, ohne davon Gebrauch zu machen. Zufällig kam später einer dieser Hirten in das Thal, wo jetzt Baden liegt und ruhte auf dem Hügel aus, in dessen Innern die meisten Heilquellen der Stadt kochen. Da gedachte er plötzlich des Steines, den er vom Seemännlein erhalten hatte, nahm ihn aus der Tasche und ließ ihn den Felsen, auf dem er saß, hinabkollern und siehe da! wo der Stein auffiel, öffnete sich ein Spalt im Felsen, aus welchem heißes Wasser hervorsprudelte. So entstanden der „Ursprung“ und die „Höllenquelle“ in Baden-Baden. Der andere Hirt

aber warf seinen Stein im oberen Enzthale nieder, worauf die Quellen entsprangen, welche jetzt das Wildbad bilden.

Aus Südwest-Franken.

(Neudeck bei Donauwörth, Mitte Mai 1851.)

Der holde Wonnemond hat sich plötzlich so unhold zum leibhaftigen Hornung umgewandelt, daß man fast versucht wird, im Kalender die Winterbilder mit Schlittenfahrten, Wolfs- und Bärenjagden wieder aufzuschlagen und zu lesen: ☉ in ♓, die Sonne im Zeichen der Fische, trübe und kalte Tage, Sonnenfinsterniß und Sturm in allen Elementen, andauernd Schnee- und Regenschauer!

Statt der Rosen blühen rothe Nasen und statt der kalten Bäder sucht man wieder warme Oefen auf. Von allen Reisenden, die sich auf die Strümpfe gemacht haben, sind eigentlich nur die Industrieritter, die mit Dampfrossen zum großen Turnier in London jagen, in ihrer Eile unaufhaltsam geblieben; jene hingegen, die ein Auge nach der Schweiz oder auf ein Bad geworfen haben, fallen verschüchtert ihren Pferden oder Ziegenhainern in die Zügel und rufen ihnen kummervoll ein Halt!

Auch ich bin zu früh in Reisegalop gekommen und so darf es denn nicht wundern, daß ich ein gleiches Schicksal mit den Letztern theile, freilich mit der kostbaren Vergünstigung, daß ich anstatt unter dem fremden Dache einer Gebirgshütte, in den bequemen, befreundeten Räumen eines Landgutes zu überwintern Gelegenheit habe. Zu dieser Vergünstigung gesellt sich ferner eine andere, indem ich hier auf einem Boden weile, welcher oft genug der Schauplatz welthistorischer Begebenheiten gewesen.

Betrachte ich die Karte des deutschen Vaterlandes, so entdecke ich, daß ich in der südwestlichen Ecke Frankens wie in einem Klingelbeutel hängen geblieben bin und dieses Bild ruft mir nicht blos die Gestalt der geographischen Lage der Gegend, sondern lebhafter noch die staunenswerthe Menge älterer und neuerer Klöster vor Augen, welche im Umfang von einigen Meilen in solcher Anzahl gewiß nicht ohne außerordentliche Geschäftigkeit des Kirchenstockes mit dem Glöcklein entstehen und erhalten werden konnte; aber die Menge und Bedeutung der Klöster macht die historische Wichtigkeit dieses fränkischen Himmelsstriches noch nicht aus, sie beruht weit mehr in den großen Kämpfen heidnischen und christlichen Lebens, römischer und germanischer Thatkraft, die sich hier gekreuzt und verdrängt, zerrieben und wieder ersetzt haben. Das germanische Element ist siegreich geblieben, hat über ein Jahrtausend hier gehaust und

gewaltet, sich geduldet und wieder bekämpft, erhalten und verwandelt, Verwirrung gestiftet und furchtbare Wechsel ertragen.

Fehden, Kreuzzüge, Nationalkriege nach innen und außen, politische und religiöse Sturmwogen haben an diesen Wernitz-Donau- und Lechufern sich gedrängt und verschlungen, angeregt und geschwellt oder sind mindestens immer leise hier verspürt worden. Hier sind Türken und Tataren, Schweden, Britten und Franzosen, Croaten und Russen, Spanier und Italiener wechselnd und verheerend gesehen worden — aber über all' diesen trüben Erinnerungen und gefährlichen Schlachtfeldern grünt jetzt wieder reines germanisches Leben, von den Römern findet man nichts mehr als Namen und Ruinen und von Schweden und Franzosen ackert der Landmann höchstens rostige Sporen und Hufeisen lächelnd aus seinem Grund und Boden.

Ich will meine kurze Muße hier benutzen und Ihnen einige wechselvolle und denkwürdige Züge unserer Geschichte, die hier im Kleinen ihre Linien gezogen, in's Gedächtniß rufen; auch bin ich nicht abgeneigt, wenn Sie Geduld haben wollen, einige Stellen alterthümlicher Wichtigkeit mit Ihnen zu durchwandern.

Den Punkt, wo ich beginnen solle, weist mir am natürlichsten mein Wohnzimmer selbst an, indem ich nur dessen nordöstliches Fenster zu öffnen brauche, um eine der merk-

würdigsten Stellen dieser Gegend malerisch vor Augen zu haben.

Es ist Donauwörth mit den Resten der Veste Mangoldstein und dem früher so berühmten Kloster zum heiligen Kreuz. Hinter Donauwörth blickt der bekannte Schellenberg herüber, der so oft im dreißigjährigen und in den späteren Kriegen Schanzen und Kanonen zu tragen und die heftigsten Stürme auszuhalten hatte; rechts von Donauwörth öffnet sich dem Blick die ebenso oft durch Schlachten und Märsche denkwürdige Ebene der Donau- und Lechufer und die Kanonade Gustav Adolph's beim Rain über den Lech, wobei Tilly im Knie verwundet und zum Rückzug gezwungen worden ist, mag wohl verzweifelt scharf an den Fenstern dieses Gebäudes gerüttelt haben, dessen großen Saal ich bewohne.

Bei Donauwörth sind vor allem drei Hauptgegenstände in's Auge zu fassen: die Ruinen der Burg Mangoldstein, die Stadt als solche selbst und endlich das nun lang aufgehobene Kloster zum heiligen Kreuz. Nur in Beziehung auf ihren Ursprung will ich sie in meinem Berichte getrennt betrachten, in ihren späteren Schicksalen haben sie so ziemlich Leiden und Freuden gemeinsam erfahren.

Die Veste Mangoldstein ist in ihrer ursprünglichen Anlage das Werk Hupald's, eines der ersten des Geschlechtes der sogenannten Mangolde; er ward als Reichs-

statthalter zu Frankfurt aus Anlaß eines Tumults den 16. Juli des Jahres 908 in der St. Bartholomäuskirche*) im Alter von zweiundfünfzig Jahren erschlagen und liegt zu Neresheim begraben. Mangold, dieses Namens aus dem Geschlecht der Grafen von Dillingen der erste, erweiterte die Herrschaft Wörth und die umliegenden Güter, vergrößerte auch den Umfang der Burg am Kaibach und starb 951; von ihm hieß seither die Veste: Mangoldstein.

Ueber die Entstehung Donauwörths dürfte folgendes der Wahrheit gemäß und für den Zweck dieses Briefes ausreichend sein. Werd, Werth, Wörth bedeutet in der süddeutschen Mundart eine kleine Insel oder ein von Flüssen angeschwemmtes Land. Nach Herold sollen die Römer diese Insel Confluentiam Bernitiae, Wörth des Wernitzflusses, genannt haben. In der Nähe so vieler römischer Nationen, als zu Lechsend, Rain, Höchstätt, Lauingen, Feimingen, Finningen, Lietzheim, Brenz, Witteslingen, Günzburg u. s. w. ist es mehr als wahrscheinlich, daß dieses erobernde Volk den Zusammenfluß zweier bedeutender Ströme an der Gränze freier deutscher Stämme nicht unbenutzt gelassen und hier, so wie in Lechsend am Zusammenfluß der Donau und des Lechs, einen befestigten Lagerort, vielleicht auch eine Brücke erbaut und sich damit die Communication in

*) Der Dom.

und mit Deutschland gesichert habe. Der Wernitzfluß, der nahe am Schloß Schillingsfürst entspringt und bei Settingen, Harburg und Wernitzstein herabfließt, breitet sich vor seiner Mündung in zwei Arme aus, bildet diese Insel oder Wörth und wird etwa hundert Schritte abwärts, wo sich die Arme wieder vereinen, von der Donau verschlungen. Auf diesem Wörth wohnten im fünften Jahrhundert einige Fischer und nährten sich mit Fischfang und Ueberfahren. In einer Urkunde heißt es: „Als man zelt nach Christi geburt fünfhundert neinzig jahr ward das Weiler Werdt wieder aufgebut, so daß göß verschwemmt.“ Diese Verschwemmung und Wiedererbauung setzt offenbar eine weit frühere Entstehung voraus. Bei den Verheerungen der Hunnen hatte es mit der ganzen Gegend, bei Launigen hin, ein gleiches Schicksal. Die Religion der ersten Bewohner bestand meistens in Verehrung des Mercur, welches einige in der Gegend aufgefundene Steine und Inschriften anzudeuten scheinen.

Erst im zehnten Jahrhundert, als Kaiser Otto III. Donauwörth das Wochenmarktrecht ertheilte, mochte es sich zum Marktflecken emporgeschwungen haben. Im Jahre 1191 erhob es Kaiser Heinrich VI. zur Stadt. Der Ort liegt an der Gränze Baierns, Schwabens und des älteren Frankens.

Das Kloster zum heiligen Kreuz hatte einen Ursprung, der wohl zu den romantischeren in Deutschland gehört und

der, wenn man sich den Glaubenseifer des eilften Jahrhunderts dazu denkt, wohl viel beigetragen haben mag, den Ruf des Klosters schnell emporzubringen. Denn das Kloster hat seinen Namen erhalten von einem wie man glaubte, wahrhaftigen Stück aus Christi Kreuz, welches auf folgende Weise erworben und nach Wörth gebracht worden ist. Mangold I., Graf von Dillingen-Wörth, der bei mehren deutschen Kaisern nacheinander in großem Ansehen stand, wurde namentlich von Kaiser Conrad II. ausgezeichnet und erhielt von diesem endlich auch eine Gesandtschaft nach Constantinopel, als es ihm darum zu thun war, für seinen Sohn Heinrich eine Tochter des morgenländischen Kaisers Constantin VIII. zu erhalten. Mangold und der Bischof von Straßburg traten denn im Jahr 1027 mit einem ansehnlichen Gefolge ihre Fahrt nach Constantinopel an. Sie nahmen ihren Weg auf der Donau nach Ungarn, wurden aber vom König Stephan, der eben mit Baiern und dem deutschen Kaiser im Streit lag, gezwungen, zurückzukehren und sich in Venedig nach dem Orient einzuschiffen, so daß sie erst im August 1028 in der Hauptstadt des griechischen Reichs eintrafen. Mangold gewann die Liebe und Freundschaft Constantin's in einem so hohen Grad, daß sich derselbe oft stundenlang mit ihm in stiller Vertraulichkeit unterhielt und ihn öfters aufforderte, sich irgend etwas zum Geschenk auszuwählen und als ein Pfand seiner

Zuneigung mit sich nach Deutschland zu nehmen. Der Graf weigerte sich lange, bis endlich des Kaisers Andringen ihm keinen schicklichen Ausweg mehr gestattete. Er bat sich daher eine silberne mit Gold und Edelsteinen gezierte Tafel aus, in welcher ein Theil des Kreuzes, woran der Erlöser gehangen, aufbewahrt lag und womit, wie Mangold öfters bemerkt hatte, der Kaiser sich vielfältig und ehrfurchtsvoll zu segnen pflegte. Constantin kam über diese Bitte in die größte Verlegenheit; denn diese Tafel war ein Reichs- und Krönungskleinod und gehörte somit dem Staate an, wovon der Gesandte nicht unterrichtet sein mochte. Indeß, um sein Kaiserwort nicht zu brechen, übergab er sie nach langem Sträuben und nachdem er zuvor einige Theilchen des heiligen Holzes, namentlich das unterste, gleichsam das Fußgestell, davon gesondert und für sich behalten hatte, dem Grafen, der von der Wichtigkeit des Geschenkes nun näher überzeugt sie in ein hölzernes Gefäß mit doppeltem Boden verborgen und so durch die Vertrautesten seines Gefolges mit anderen Kostbarkeiten eilends nach Deutschland bringen ließ.

Bald darauf überfiel den Kaiser eine bösartige Krankheit, an der er nach wenigen Tagen, den 10. November 1028 starb. Ihm folgte der von Constantin bereits zu seinem Thronerben erklärte Romanus Argyres. Die Mission der deutschen Gesandten ward dadurch fruchtlos. Der neue

Kaiser hatte keine Töchter und die von ihm vorgeschlagene Vermälung des Prinzen Heinrich mit seiner Schwester Pulcheria fand nicht statt. Für Mangold war diese Regierungsveränderung von sehr unangenehmen Folgen. Die feierliche Inauguration des neuen Kaisers sollte vor sich gehen und da vermißte man nun das kaiserliche Amulet. Den Grafen hatte man öfters mit dem verstorbenen Kaiser an dem Ort gesehen, wo es zu seiner Verehrung aufbewahrt worden war. Man schöpfte daher Verdacht der Entwendung und versicherte sich seiner Person. Indeß, da man ihn zum freiwilligen Bekenntniß nicht vermögen und als Gesandten des deutschen Kaisers dazu nicht zwingen konnte, da ferner die seiner Dienerschaft eiligst nachgesandten Griechen unverrichteter Dinge wieder heimkehrten und eine in seiner Wohnung vorgenommene genaue Durchsuchung seiner Habschaften ebenso fruchtlos ablief, so ward er als schuldlos wieder freigelassen und mit Ehrenbezeugungen und Geschenken unter sicherem Geleit nach Haus entlassen, zu Ende Augusts im Jahr 1029.

Im Jahre 1049, nach der Kirchenversammlung zu Mainz, kamen die beiden höchsten Oberhäupter der Christenheit, Kaiser Heinrich III. und Papst Leo IX. hierher, um die Klöster wie den Grafen durch ihren Besuch auszuzeichnen. Burg, Kloster und Markt Donauwörth nahmen von hier ab immer zu an Jahren, Umfang und Wohlergehen. Als

nach den furchtbaren Kämpfen des Hohenstaufen Conrad IV. um Neapel und Sicilien, mit dem Papst, mit fast allen mächtigen Städten Italiens, mit zahllosen Feinden daheim im deutschen Reich, dieses für lange Jahre aus allen Fugen ging und die hohenstaufischen Güter in Schwaben durch Heiraten, Schenkungen und Verschreibungen größtentheils zersplittert waren, kam Donauwörth nach Conradin's Fall an seinen Oheim, den Herzog Ludwig.

Dieser Herr ist es, welcher sich durch die schauderhafteste That aus Eifersucht und durch seine spätere Reue hier verewigt hat.

Seine Gemalin war die unglückliche Maria von Brabant, die Tochter Heinrich's des Großmüthigen. Kaum vermält, mußte Ludwig dringender Geschäfte wegen nach der Rheinpfalz ziehen und seine Gemalin in Gesellschaft seiner Schwester Elisabeth mit ihrem jungen Prinzen Conradin auf der Burg Mangoldstein zurücklassen. Von da schickte Maria zu Anfang des Jahres 1256 einen eigenen Boten mit zwei Briefen ab, von denen der eine an ihren Gemal mit rothem, der andere an den Raugrafen von Peilstein mit schwarzem Wachse gesiegelt war. Der Bote traf Ludwig in Heidelberg an, vergab aus Unachtsamkeit die Briefe und überlieferte dem Herzog den, der die Ueberschrift an den Raugrafen trug. Ludwig, schon bei dem Anblick des Siegels durch den unseligen Gedanken an die cera sine

rubore (Wachs ohne Scham) gewaltig ergriffen, hielt einige Ausdrücke darin für verdächtig — stach, vom Zorn hingerissen, vorerst den arglosen Boten auf der Stelle zusammen, eilt in der rasendsten Wuth sogleich nach Donauwörth zurück, tödtet bei dem ersten Eintritt in das Schloß den Burgvogt, ermordet weiter mit eigener Hand das Fräulein Helika von Prennberg, weil sie um das eingebildete Liebesverständniß gewußt haben sollte, läßt die Oberhofmeisterin aus demselben Grund vom Schloßthurm stürzen und seine unschuldige Gemalin den 18. Januar durch das Schwert enthaupten. Erst nachdem alles das Entsetzliche geschehen ist, läßt er sich von seinem unglückseligen Irrthum überzeugen, erkennt das Unermeßliche seiner Schauderthat und verfällt einer Reue ohne Gleichen. Von nun an ist sein Bestreben allein dem weinenden Angedenken an seine verlorene Gemalin und der Buße für die übrigen Unglücksopfer seiner Wuth gewidmet; er verfällt der ungemessensten Schwermuth, dotirt und stiftet Klöster und sucht durch Grabmäler und Inschriften die Erinnerung an die unschuldigen Todten zu verklären. Es konnte nicht fehlen, daß die Klöster und der fromme Glaube der Zeit der traurigen Begebenheit sich in ihrer Weise bemächtigten und namentlich den Resten Maria's von Brabant Weihe und Wunderkraft zuschrieben, was denn auch beim Volk außerordentlichen Anklang fand.

So traurig dieses Ereigniß aus jener Zeit gewirkt haben mußte, so Erfreuliches hatte Donauwörth unter demselben Ludwig erfahren. Es blühte ungewöhnlich auf. Es hatten sich, angezogen durch die gesunde Luft und durch reizende, für den Handel sehr bequeme Lage, reiche Patricierfamilien und Kaufleute hier niedergelassen, unter denen einestheils die Familien der Rögel und Bötter, anderntheils die Geschlechter der Adelmann, Fugger, Illsung, Langenmantel, Rehling und Welser genannt werden müssen.

Zur Zeit der großen Religionsspaltungen, welche unter den Gegenpäpsten Urban und Clemens zu den entsetzlichsten Wirrnissen in politischer wie religiöser Beziehung führten, blieb auch diese Gegend nicht ohne scharfen Sectenstreit, so daß die Grundvesten der katholischen Kirche hier wie überall erbebten. Hier machte namentlich die Secte der Grubenheimer, die von Augsburg hieherkam, einige Zeit viel Rumor und breitete sich in ansehnlichem Maße aus. Die Theilnehmer kamen an abgelegenen Orten, in Höhlen und Gruben zusammen, verwarfen die Lehre vom Fegfeuer, die Nutzbarkeit guter Werke für die abgeschiedenen Seelen, die Verehrung der Heiligen, den Gebrauch aller Weihungen und das Sacrament der Firmung; das Vaterunser beteten sie ohne Ave Maria, den päpstlichen Bann achteten sie für nichts. Dagegen ehrten sie zwölf von ihnen aufgestellte Männer als ihre Apostel; denen, obgleich nur Laien, beich-

teten sie ihre Sünden und die Lossprechung derselben galt ihnen so viel, als hätte sie der Papst selbst ertheilt. Jemanden zum Tod zu verurtheilen, er mochte auch was immer verbrochen haben, hielten sie für durchaus unerlaubt. Im Jahr 1393 wurden hier fünf Männer und neun Frauen als Ketzer hingerichtet. Bemerkenswerth ist es, daß die Juden zu jener Zeit schon hier bürgerliche Rechte erhalten haben; Schöpperlin sagt hierüber:

„Durch so mancherlei Häutungen verstaltet, hörte dieses Insect in Deutschland auf, Wurm zu sein und gewann sich seine Flügel.“

Im Jahr 1418 erhielt Donauwörth und das Kloster zum heiligen Kreuz abermals einen glänzenden Besuch des Kaisers Sigmund, der, von dem Concilium in Constanz kommend, zehn Tage hier verweilte und täglich der Reliquie seine Verehrung erwies.

Solchen Besuchen folgten aber auch sehr unwillkommene feindselige Begrüßungen von Seite manches gepanzerten Feindes, wie jene Ludwig's im Bart; und es setzte dabei manche gebrochene Rippe, deutsche Grobheit und Leichen.

Kloster und Stadt hatten endlich eine solche Wichtigkeit erlangt, daß Kaiser und Concilien sich in ihre Angelegenheiten mischen mußten; das war namentlich der Fall während der Periode der Bekämpfung durch Fürsten und Reichsstädte von 1450 bis 1500.

Einen eigenthümlichen Eindruck macht es, wenn man bei dem Kloster zum heiligen Kreuz unter andern Privilegien wieder ein ganz besonderes findet: die ausschließliche für das Kloster bestimmte Lieferung von sogenanntem Kreuzkäse, einer für die damaligen Fasttage berechneten und schmackhaft zubereiteten Art Käse, welcher bei Priester und Laien gleich stark gesucht war. Dieser Käse wurden jährlich in großer Zahl geliefert, zu jedem Stück mußten vierundzwanzig Maß frischer Milch verwendet werden, so daß es an Gewicht genau fünf Nürnberger Pfunde, nach der Breite $6^1/_2$, in der Höhe 6 Zoll betragen konnte; das Zeichen des heiligen Kreuzes war daraufgedrückt. Um versichert zu sein, daß dabei gewissenhaft nach der Vorschrift verfahren werde, nahm der Beamte des Klosters sieben bestimmte Schweizerinnen alljährlich an einem gewissen Tag in Eid und Pflicht, wobei ihnen dann, wie bei erfolgter Einlieferung ihres Betreffs, jederzeit ein angemessenes Mahl mit Wein gereicht wurde.

Einen abermaligen kaiserlichen Besuch erhielt das Kloster zum heiligen Kreuz im Jahr 1474 von Friedrich III., bei welcher Gelegenheit sein Sohn Max das erstemal als Prinz zugegen war, der später, da er bereits römischer König geworden, seine wiederholten Besuche machte und als Kaiser hierauf seine Vorliebe für Donauwörth und das Kloster beibehielt. Die Bürgerschaft und

das Kloster ließen es auch nicht an allen möglichen Aufmerksamkeiten fehlen, sich den hohen Freund zu erhalten, begrüßten ihn einmal mit einer eigens ihm zu Ehren verfertigten Orgel in der hiesigen Pfarrkirche; ein andermal, da eben während der Anwesenheit des Kaisers die Nachricht von der Geburt eines Prinzen, des späteren Kaisers Carl V., eintraf, wurde die kaiserliche Majestät mit dem Hof durch ein großes Feuerwerk überrascht. Nach einem alten Volksbrauch hatte man vor der St. Veitscapelle am Klosterberg aus Stroh, Schwefel und Pulver einen weiten Kreis gebildet und in dessen Mitte drei mit goldenen Ringen und anderen Kleinodien behängte Kreuze aufgerichtet. Zur Seite standen viele Spielleute mit Trompeten und Pauken, Pfeifen und Trommeln. Sobald der Kreis in Flammen gerieth, schmetterten und wirbelten diese laut auf und immer „lauter und gewaltiger" (wie der Chronist sagt), je höher die Feuersäulen stiegen. Durch sie hin sprang nun mancher rüstige Junge, aufgeregt durch das lärmende Spiel, in den Kreis und dem es gelang, einen Ring oder anderes zu erhaschen, dessen Eigenthum blieb die Kostbarkeit. Als diese lustige Scene zu Ende war, erschien ein ehrsamer Rath und begleitete den Kaiser, umgeben von seinen Hofherren, im stattlichen Zug auf das Tanzhaus, denn mit Vergnügen hatte er die Einladung angenommen, dem zu seinen Ehren daselbst veranstalteten Tanze bei-

zuwohnen. Alle angesehenen Bürger und Frauen mit ihren Söhnen und Töchtern hatten dabei Zutritt. Im hellsten Schimmer zahlreicher Kronen- und Wandleuchter standen in Menge die Credenzen umher, voll des Ueberflusses an Speisen und Trank jeder Art. Auf drei Stellen musicirten die Spielleute (so ordnete es Max selbst) theils die seines eigenen Hofes, theils die der hiesigen Stadt, da die Trompeten und Pauken, hier die Trommeln und Querpfeifen, dort die Zinken und Posaunen mit den dazu gehörigen Instrumenten. Den ersten Reigen führte Seine Majestät mit des Bürgermeisters Michael Imhof's Gemalin auf; sodann folgten die anwesenden Fürsten, Grafen, Freien, Ritter und Knechte. Erst spät in der Nacht trennte sich der Kaiser und ritt ergetzt in seine Herberge zurück. Max versäumte später nicht, dem Kloster und der Stadt die Aufmerksamkeit durch kostbare Geschenke, zum Beispiel die kostbare Monstranz zum heiligen Kreuz, zu erwidern.

Bei einem späteren Besuch veranstaltete die Stadt einen Wettkampf von Meistersängern, von denen sich hier eine Schule befand, und es kamen hierzu aus Regensburg, München, Augsburg, Ulm, Nördlingen und anderen benachbarten Städten eine ansehnliche Zahl. Gern ließ man sich die Kosten ihrer ganz freien Verpflegung und der für die obsiegenden theils in Geld von zehn bis zwanzig Gulden, theils in Kleinodien ausgesetzten Preise gefallen, um ihren

Aufzug und Wettkampf recht glänzend zu machen. Zum obersten Meister oder Schiedsrichter sowohl über die Wahrheit des Inhalts als über die Regelmäßigkeit der Ausführung eines jeden von den Sängern abzusingenden Stückes ward für diesmal einstimmig der hiesige Prediger, Ulrich Zoller, erwählt; denn er besaß große Belesenheit und kannte nicht nur die vierundzwanzig üblichen Melodien oder Töne, wovon zwölf die Meistertöne hießen, sondern auch die Regeln des Sylbenmaßes und alle Vorschriften, denen ein jedes Lied in seinen zwei Haupttheilen und dem Abgesang, in ihren Stollen oder Strophen, in ihren verschiedenen von vier bis zwölf auslaufenden Gesätzlein oder Absätzen angepaßt werden mußte. Da gab es denn der Zurüstungen viele mit Büchern, Gezelten, Teppichen und Vorhängen, mit erhöhten Tischen, schöngeschmückten Sesseln und Bänken für den Kaiser und die angesehensten Gäste, für die Richter wie die auftretenden Meister. Maximilian wohnte mit freudiger Theilnahme bei und schied sodann in vollster Zufriedenheit von dannen.

Während des Bauernkrieges litten Donauwörth und das Kloster zum heiligen Kreuz mehr durch Schrecken als durch wirkliche Kämpfe. Schon war die Volksbewegung unwiderstehlich bis in die Nähe Donauwörths, nach Westendorf an der Straße und Deiningen im Ries, vorgedrungen und erließ an den Magistrat von Wörth eine Botschaft,

um ihn zu gewinnen und seinen Beistand zu erhalten; sie wurde aber abgewiesen, die Stadt verband sich mit dem schwäbischen Bund, holte ihr Geschütz von zwölf Kanonen hervor, besserte Mauern und Wälle aus, rüstete mit großer Anstrengung die waffenfähige Bürgerschaft aus und nahm außerdem noch zweihundert Kriegsknechte in Sold. So gepanzert und vorgesehen wollte man den Feind erwarten, der nicht nur von außen, sondern auch durch geheime Anhänger im Innern drohte. Um die letzteren zu beseitigen, erließ der Magistrat eine Aufforderung: „Wer es immer mit den Rebellanten hielte, der solle ohne weiteres mit Weib und Kindern von hinnen ziehen; denn ihn ferner in der Stadtgemeinde zu dulden, leide das Wohl und das Glück der letzteren in so gefährlicher Zeit durchaus nicht." Diese Aufforderung hatte wirklich eine Vereinigung auf Tod und Leben gegen den Feind zur Folge und das Kloster zum heiligen Kreuz lieferte sein Contingent durch einen Prediger: „der ein tapferer Mann was, der brüllet und schrie als ein getreuer Hund bei dem Pferch seines Herrn wider den Einfall der höllischen Wölfe" — wie die Chronik sagt. Die Gefahr ging an Donauwörth unverrichteter Sache vorüber.

Wie die früheren Kaiser Donauwörth immer mit großer Vorliebe behandelt hatten, so fuhr auch Kaiser Carl V. mit Gunstbezeugungen fort und schenkte der Stadt ein neues

Wappen; König Ferdinand schenkte ihr hierauf das Münzrecht, nachdem sie ihm das Münzhaus abgekauft hatte.

Bei solchen Neigungen für die Stadt blieben allerhöchste Freundlichkeiten für das Kloster nicht aus.

Es ist dagegen höchst ergetzlich zu sehen, wie die priesterlichen Chroniken dafür bei der Nachwelt die Verfechtung aller möglichen Tugenden ihrer frommen, fürtrefflichen Kaiser übernommen haben. Ich kann nicht umhin, das auffallendste Beispiel solcher Geschichtscharakteristiken hier anzuführen.

So heißt es von Friedrich III., der bekanntlich das Muster eines schwachen und durch seine Unthätigkeit das Reich an den Rand des Verderbens führenden Herrschers war, im Chronisten wörtlich:

„Dieser Friedericus was oft und vihl alhier zu Schwebischen Wördt beim heiligen Kreitz, fiedert (fördert) das Gotteshaus wohlfahrt, name nitt gern unfrid, was eines stillen reiwigen gemietes, eines scharpfen verstandes, einer habigen Getechtnuß, einer großen Lieb zu der Geistlichkeit, einer großen Begir des frids und ruhe, ein Liebhaber der tugent in andern Menschen und derselbigen ein fleißig beloner; was in seinen gescheften sittlich, langsam (leider Gottes ja!) und wohl bedacht; asse wenig, trankh ringe und leichte wein, außer der malzeit gar selten ..."

Die wahre Märtyrerperiode des Klosters zum heiligen

Kreuz begann mit den allgemeinen religiösen Bewegungen in Deutschland und es schien, als sollten sich von nun an dessen Bewohner nicht mehr ruhig schlafen legen. Trotz der kaiserlichen Protectionen und trotz gar energischer magistratlicher Bemühungen war im Jahr 1543 im Wörther Deutschenhaus eine lutherische Kanzel errichtet, von deren erstem Prediger, Matthäus Schmied, wie die geistliche Chronik sagt: „der Pöbel dermaßen das Ketzergift an sich genommen und gesogen, daß alle Gewalt und Auctorität der Obrigkeit in Wind geschlagen und vernichtet wurde. Wie man die Verirrten davon abmahnen oder ihnen was immer für Vorstellungen machen wollte, es half alles nichts: sie könnten, war stets die Antwort, den Sachen anderst nicht thun, weil sie zu diesem Eifer durch die Kraft des heiligen Geistes getrieben wurden.“ Bald mit der Kanzel der kleinen Capelle nicht mehr zufrieden, bemächtigten sich die rasch anwachsenden Neugläubigen der Pfarrkirche in Donauwörth und der katholische Pfarrer mußte Aufnahme und Schutz im Kloster zum heiligen Kreuz suchen. Kurz darauf war auch der Magistrat überwiegend protestantisch gesinnt und wollte das Kloster ausschließlich unter seinen Schirm bringen. Gegen Ende des schmalkaldischen Krieges wurde das Kloster von den Soldaten Sebastian Schärtlin's, Commandirenden der städtischen Reichsarmee, überfallen und geplündert, weshalb das überwiegend protestantische Wörth nebst seinem

Magistrat in schlimme Spannung mit der katholischen Partei kam und einen Sturm der Kaiserlichen erlebte, der die Stadt nach kurzem Gefecht in deren Hände brachte. Der Kaiser Carl V. selbst war nach dieser Operation angekommen und lagerte auf dem Schellenberg hinter Donauwörth in Gegenwart seiner ausgezeichnetsten Feldherren, darunter der Herzog von Alba. Die Stadt hatte unter so bewandten Umständen nichts Eiligeres zu thun, als durch den Bürgermeister die Schlüssel der Thore überreichen zu lassen und Seiner Majestät die erdenklichsten Geschenke zu senden. Der Kaiser gab die Schlüssel zurück, bot Verzeihung und bezeigte seine Freude über die Geschenke; ein Donaukarpfe von außerordentlicher Größe erregte seine Verwunderung. Diesem stak ein silberner Ring mit der Umschrift Fridericus II. an einer seiner Flossen. Der Kaiser wollte ihn eben näher beschauen, als plötzlich der Fisch so gewaltig aufsprang, daß er seinem ganz neuen Behälter den Boden ausstieß.

„Gut, sagte Carl, so muß dem schmalkaldischen Bund der Boden ausgestoßen werden!"

Vom Jahr 1550 bis zum Jahr 1602 hielten sich Protestanten und Katholiken hier so ziemlich das Gleichgewicht; von 1602 begann der Vertilgungskrieg des Protestantismus gegen den Katholicismus und endete um das Jahr 1618 mit dem Sieg des Katholicismus.

Man hat vielfach den Bewegungen in Donauwörth den Anstoß zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges zugeschrieben; indessen möchten wir eine so gewagte Behauptung nicht ohne weiteres nachsprechen, da ja bekannt ist, wie viel zu jener Zeit die Prager Ereignisse und die auf's äußerste erhitzte Stimmung des ganzen Zeitalters zu den furchtbaren folgenden Ereignissen beigetragen haben.

Ohne großes Interesse bleibt es dessenungeachtet nicht, zu lesen, welche Scenen dem dreißigjährigen Krieg kurz vorhergingen; sie mußten gewiß nicht blos in nächster Umgebung, sondern bis in die fernsten Gegenden Deutschlands mächtig angeregt haben.

Hier nur einen solchen Auftritt, der sowohl der eigenthümlichste als in seinen Folgen der bedeutendste gewesen ist.

Unser Chronist, Cölestin Königsdorfer, letzter Abt des Klosters zum heiligen Kreuz, erzählt die Begebenheit unter der Ueberschrift: „Das Kreuz- und Fahnengefecht“ folgendermaßen.

Am 15. April 1606 war für die Donauwörther Katholiken der Tag ihres alljährlichen Kreuzganges nach Auxesheim angebrochen und es ließ sich kaum bezweifeln, dies werde man vom Kloster aus ebenso feierlich als einen kurz zuvor gehaltenen Leichenzug vollbringen wollen. Um diesen zu hindern, mußten sich auf Befehl des Magistrats Stadtamman und Aininger am besagten Tage in aller Frühe

dahin begeben und die schon den 11. zuvor eingereichte schriftliche Protestation noch einmal mündlich wiederholen; sie lautete: „Ein ehrsamer Rath wolle den Herrn Abt guter nachbarlicher Meinung gewarnt haben, bei vorstehendem Kreuzzug durch die Stadt keine Neuerung zu suchen, sondern die Kreuzfahnen vom Klosterberg an zusammengewickelt und niedergelegt durch dieselbe hinauszutragen; sollte er sich aber des fliegenden Fahnens zu gebrauchen unterstehen, so protestiren und bezeugen Bürgermeister und Rath, daß sie dagegen zulässige Abschaffung und Abwendung solcher beschwerlichen Eingänge und Neuerungen mit allem Ernste vorzunehmen nicht unterlassen werden." Darauf nicht muthlos erwiderte der Abt: „Man wollte sich versehen, daß ein Ehrsamer Rath das ihme einsinuirte Mandat, darauf man sich allweg bezogen haben will, in gebührendem Respect haben und hoffentlich demselben nichts zuwiderhandeln, nach dem Gotteshause an dem Exercitio der katholischen Religion verhinderlich zu sein begehren werde." Der Abt, welcher diese Antwort dem Stadtrath zukommen ließ, bekennt in seinen Aufzeichnungen aufrichtig, daß er und sein Kloster gleichwohl wenig Lust gehabt hätten, sich „in Leibs- und Lebensgefahr zu geben;" — thaten aber doch, was ihres Amtes war und „befahlchen das ganze Werk dem lieben Gott."

In solcher Stimmung eröffnete der Prior, begleitet

von noch vier anderen jungen Priestern aus dem Convent und dem Fugger'schen Hauscaplan, den feierlichen Zug nach sechs Uhr des Morgens. Es wallte die große, erst neue und ziemlich kostbare Fahne, mit dem Kreuzzeichen geschmückt, in freier Luft fliegend einher; ihr zunächst die Schaar junger Musiker in Linnen gekleidet, sodann die Priesterschaft und das gesammte katholische Völklein des männlichen wie des weiblichen Geschlechts in herkömmlicher Ordnung. Ehrbar, eingezogen und schüchtern wurde fortgeschritten, ohne wie einige Jahre her in die Nebengassen einzulenken oder die Fahne zu senken. Als man die Hauptstraße selbst betrat, stand von gegnerischer Seite schon alles auf der Warte. Bald fing das Höhnen und Schimpfen an und dauerte fort bis hinab zum deutschen Haus, dessen Bewohner mit ihren zwei Fähnchen sich schon bereit hielten, den Bittgang mitzumachen. Zahlreicher aber als die Betenden mehrten sich die Schreier: „Lasset sie nur hinausziehen, die Friedensstörer, die Pfaffen, die Abgötterer; sie mögen sehen, wie sie wieder hereinkommen!" So, stets lauter und noch über die Donau hinaus bedroht, fühlten sich die Kreuzfahrer glücklich genug, im freien Feld wieder frei athmen zu können. Ihnen war nach gleichem katholischen Gebrauch und eben auf dem nämlichen Weg die Riedlinger Gemeinde mit ihrem Pfarrer vorausgegangen. An diese sich anreihend und dadurch gleichsam gestärkt,

rückten sie mit steigender Andacht in die Kirche zu Auxesheim ein. Als da das göttliche Opfer mit gewöhnlicher Feier und mit mehr als gewöhnlicher Rührung vollbracht war, empfahl man sich dem Schutze Gottes und wie hinso herwärts erklang nun wieder die Luft und die Flur von dem lauten Gebet und Gesang der heimwallenden Schaar, der es freilich immer mehr bangen mußte, je näher sie zur Donau zurückkam und gegen diese und die Wernitz hin die Ufer, die Dächer, die Fenster, alle dicht von Menschen angefüllt erblickte, deren Hohngelächter und Verspottungen bald hörbar wurden. Die Procession zieht jetzt herein zwischen den Pallisaden: da traten ihr Ulrich Hindenach, der Amtmann, Matthäus Kratzer, der Aininger, beide des Raths und Matthäus Lentscher, der Wachtmeister, in den Weg. Betroffen stehen die Kreuzfahrer still, mit klopfenden Herzen erwartend, wozu jene kämen. Die Herren vom Kreuz und was vom deutschen Haus, hieß es, sollten nur ruhig vorwärts schreiten, die Wache würde ihnen den Gatter öffnen. Während die Kreuzfahrer nun langsam vorschreiten, fielen etwa zweihundert Köpfe — Bürger, Gesellen, Knechte — über sie her, gerüstet mit abgebrochenen, auch zum Theil ganzen Hopfenstangen (ein damit beladener vierspänniger Wagen war eben, man weiß nicht absichtlich oder zufällig angefahren) mit Kolben, Knitteln und Waffen aller Art. So eingesperrt zwischen dem äußeren und inneren Thor ist

keine katholische Seele ihres Lebens mehr sicher und jeden Augenblick in Gefahr, niedergeschlagen, erdrückt oder in den Fluß gestürzt zu werden. Daher immer kläglicher das Jammern der Geängstigten, immer wilder das Geschrei der drängenden und dreinschlagenden Feinde. Endlich entsteht eine Oeffnung aus der qualvollen Sperre, aber nur durch die schmale Thüre des Zimmerhauses, die Mauer hinein bis zum inneren Wernitzthor, wo die Straße abermals verstellt war; darum begab sich der Kreuzzug den Steinweg hinauf am Hetzerberg und sofort von einem Gäßchen in das andere, über Düngerhaufen und jeden Unrath hin, zuletzt durch den Kirchhof bis zum Klosterberg, die ergrimmten Waffenträger stets zur Seite, ununterbrochen mit Schimpf und Spott, mit Koth- und Steinwürfen begleitet; da aus irgend einem Winkel durch losgebrannte Pistolen oder Musketen, dort durch die Hetzhunde, mittelst unter die Menge geworfener Steine oder Prügel zum Apportiren, in Todesängste versetzt, erreicht man endlich, wenngleich nicht ohne mancherlei empfundene Streiche, dennoch im ganzen mit heiler Haut das Gotteshaus zum Dankgebet für den muthvoll gewagten und glücklich vollbrachten Kreuzgang.

Zu gleicher Zeit ging es den Katholiken vor Riedlingen nicht besser. Diese wollten anfangs die Donauwörther Katholiken bis in's Kloster begleiten, man hatte ihnen aber

die Gatter gesperrt und sie zogen also die Weiden hinauf und an der Stadt vorbei ihrer Heimat zu. Da kam auf einmal der pfalzgräfliche Pfleger zu Tapfheim, Schlamsdorfer, mit den Seinigen daher — „blätterte“ wie Stadtschreiber Georg Cuno in seinem Protocoll sagt „den Pfaffen mit trockenen Streichen wohl ab,“ zwang ihn die Fahne auf der Stelle verbergen zu lassen und geleitete so die Heerde in ihr Dorf hinein. Dies war das sogenannte Kreuz- und Fahnengefecht, welches weit und breit auf die Gemüther wirkte und den Rath von Donauwörth in nicht geringe Verwicklungen brachte, die nach Jahr und Tag mit der Reichsacht gegen die Stadt endeten.

Die furchtbaren Wogen des dreißigjährigen Krieges brachen nun (1618) herein und berührten mehr oder weniger empfindlich Danauwörth und das Kloster zum heiligen Kreuz. Freund und Feind kam und nahm. Zur Zeit der Besetzung Donauwörth's durch die Schweden bis zur Nördlinger Schlacht stand es um das Kloster jämmerlich genug, denn es war verlassen und von Grund aus geplündert. Nach der Nördlinger Schlacht, als Donauwörth dem katholischen Sieger wieder in die Hände fiel, kehrte auch der Abt mit seinen Conventualen wieder in das Kloster zum heiligen Kreuz zurück und der Bischof von Augsburg erließ eigenhändig einen Aufruf an die katholische Bevölkerung, sie möchte zur Ehre Gottes und der

Kirche dem Almosen sammelnden Abt und „seiner geistlichen Familie" mit den unentbehrlichsten Nahrungsmitteln zu Hilfe kommen. — Gegen Ende der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts starb die zurückgebliebene Klostermannschaft förmlich aus. Nach dem westphälischen Frieden erstand auch wieder eine neue Bevölkerung des Klosters, die ihren Besitz zu ordnen und wohl zu mehren verstand ....

Ein bedeutendes Kriegsschauspiel sah Donauwörth erst wieder während des spanischen Erbfolgekrieges bei Gelegenheit der blutigen Schlacht auf dem Schellenberg zwischen den kaiserlich-alliirten und französisch-baierischen Truppen. Feldherren wie Prinz Eugen, Marlborough und der Prinz Ludwig von Baden befehligten auf jener, Curfürst Maximilian von Baiern, Marsin und Tallard auf dieser Seite; die Schlacht endete bekanntlich mit dem Sieg der kaiserlich-alliirten Armee. Man sieht gegenwärtig noch ziemliche Reste jener baierisch-französischen Schanzen auf dem Schellenberg.

Im Lauf des spanischen Erbfolgekrieges hatte Donauwörth die Ehre, einmal wieder Reichsstadt zu werden, erlebte aber bald die Betrübniß, diese Ehre wieder zu verlieren.

Im österreichischen Successionskrieg gingen und kamen wieder bunte Kriegsvölker die verschiedensten Richtungen

durch Donauwörth, nicht ohne sich manchmal schmerzlich bemerkbar zu machen.

Das Kloster zum heiligen Kreuz hatte um die Zeit des Ausbruchs der ersten französischen Revolution durch einen ausgezeichneten Abt Gallus einen steigenden Glanz erhalten; große Baulichkeiten wurden angefangen und vollendet, Studien, Musik, Literatur wurden gepflegt und das heitere Klosterleben und die weitgetriebene Gastfreundschaft des Abtes zog der angesehensten Gäste eine wechselnde Menge unter das Dach des Klosters.

Die Kriege mit Frankreich bringen durch Donauwörth wieder eine wahre bewaffnete Völkerwanderung ab und zu und mit ihr wieder alle Sorgen, Schrecken und Leiden eines großen Krieges; wir können sie um so leichter übergehen, als ja wenige Gegenden von ähnlichen Erlebnissen ausgenommen waren.

Den tiefsten Schmerzensseufzer stößt unser Chronist bei der Gelegenheit aus, da „der allergnädigste Kurfürst von Baiern" mit einer päpstlichen Bulle in der Hand die gesammte in seinen pfälzischen und baierischen Staaten begüterte und ausländische Geistlichkeit zu einem Staatsbeitrag von fünfzehn Millionen anhält; da geschieht der opfernden Priesterschaft etwas auffallend Menschliches: sie ergeht sich grimmig in Versen und Prosa, in lauten Klagen und anonymen Pamphleten — und Vaterlandsliebe, Treue

gegen Staats- und Kirchenoberhaupt kommen stark in's Wanken. Doch sollte das alles erst der Anfang größerer Leiden sein: die Franzosenkriege forderten und nahmen in immer kürzeren Zwischenräumen ihre wachsenden Opfer an Gut und Geld und bald auch an frommer Gesinnung aus dem Kloster fort; der Weltgeist brach in die Hürde der Conventualen und richtete keine geringe Verheerung an. Endlich sollte gar die Todesstunde des Klosters schlagen: es wurde als Entschädigung erst der Gräfin Colloredo, dann dem Fürsten von Oettingen-Wallerstein zugewiesen; die Fürstin verfügte nach ihres Gemals Tod die Auflösung des Klosters. Die Geistlichen wurden pensionirt; jeder hatte sich sein Sümmchen noch extra erspart und so sahen die meisten heiter in die Zukunft und lebten die letzten Wochen im Kloster unter fortwährenden Carnevalsfreuden mit Einheimischen und Fremden, bis der Tag des Abschiedes noch einmal schmerzliche Erschütterungen aller Art erregte.

Von den Mönchen lebte vor Kurzem noch einer in Donauwörth als sehenswerthe achtzigjährige Ruine.

Das Kloster selbst ist im Innern dem Verfall ziemlich nahe, nur das Aeußere gewährt noch aus der Ferne einen imponirenden Anblick.

Seltsam wird man berührt, wenn man die Stadt Donauwörth bestehen und blühen sieht zwischen zwei so

denkwürdigen historischen Resten, wie das Kloster und die Ruinen der Veste Mangoldstein. Von dieser sind nur ganz ärmliche Reste vorhanden, von denen herab metallene Buchstaben das Schicksal der Burg in Kürze verkünden. Und ist es nicht sonderbar? Als das Kloster zum heiligen Kreuz im Flor dastand, da erhob sich der Protestantismus mit fanatischer Heftigkeit gegen die katholische Kirche und veranlaßte Auftritte, wie jene am Beginn des dreißigjährigen Krieges in Donauwörth; jetzt ist das Kloster nahezu Ruine und Donauwörth ist vom Dach bis zum Grundstein katholisch.

Während meines kurzen Aufenthaltes in der Gegend habe ich auch einmal das Kloster Kaisersheim besucht, welches mit zu den prachtvollsten und reichsten seiner Art in Deutschland gehörte. Man staunt über den Umfang des früheren Besitzes, über die ökonomische Abrundung desselben, über die Größe der Wohngebäude und namentlich über den imposanten Bau der Kirche daselbst, deren Säulengang um den Altar zu den schönsten der gothischen Kunst gezählt werden darf. Einer der letzten Aebte hat sich aber an dem Kirchenbau dadurch auf ganz unverantwortliche Weise versündigt, daß er das frühere gothische Hauptportal niederreißen und eines im italienischen Styl hinbauen ließ, was etwa aussieht wie eine klumpige Wachsnase in einem schönen Gesicht. Desselbigen Klosters ver-

dorbener Geschmack begegnet einem auch in dem großen Paradesaal, dessen schwere Vergoldungen verschwendet scheinen, um anzuzeigen, daß nicht nur der feine Kunstsinn, sondern auch der krasseste Ungeschmack viel Geld kosten könne.

Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit auch einer wahrscheinlich von einem Mönch verfaßten Grabschrift zu erwähnen, die nebst einer gottlosen Versündigung an dem poetischen Geschmack doch keinen geringen Reiz als humoristische Sonderbarkeit bietet.

Auf einer Steintafel an der nördlichen Wand der Kirche liest man:

Hier ruhet
Die Wohl gebohrne Frau,
Frau Marie Barbara Helfnerin
Gebohrne Pracherin
Weiland k. St. Kaiserliche Räthin und Oberrichterin.
Eine allgemeine Schätzung
BeKrönte Ihr Sanftes Hertz.
Und ein Regen von Thränen
Begoß dieses Frühzeitige OPffer
Der Ehelichen Liebe
Bis in das Grab.
Ihrem Gemahl zu Hilfe sprang sie,
Als die tollen Pferde nicht gehorchten
Aus dem Wagen;
Sie sprang, und — O Himmel!

Sie starb
Den 26. May 1703,
Da sie nur 7 Monate Ihrer Ehe
Und 25 Jahre Ihres Alters zählte.
Sterbliche Frauen,
Ihr Sprung soll euch eine Warnung
Aber ihre Liebe
Ein Beispiel sein.
R. i. P.
†

Ein deutscher Dichtersitz.

(Erinnerung an Wieland.)

Der Tag aller Seelen war nah und Viele, die ihren Abgeschiedenen ein treues Angedenken bewahren, rüsteten einen Immortellenkranz oder ein Lämpchen oder einen Strauß „vom Schönsten auf der herbstlichen Flur", um die Gräber ihrer Lieben zu schmücken.

Fern von der Heimat war ich auch fern von den Ruhestätten Jener, die mir im Leben verwandt oder befreundet gewesen und so schien ich von einer üblichen Liebespflicht diesmal entbunden. Aber uns Deutschen ist ein zartes Band geistiger Verwandtschaft zu Theil geworden, welches uns den fernsten Fleck vaterländischer Erde noch zur Hei-

mat macht und uns am Allerseelentage überall Denkmale oder Ruhestätten würdiger Geister bietet, um sie, wenn nicht mit Kränzen und Lichtern, doch mit stillen Erinnerungen auszuschmücken.

Eine solche Stätte beschloß ich aufzusuchen und wanderte eines sonnigen Herbstnachmittags von Weimar aus die schattigen Ufer der Ilm entlang; Osmanstädt war mein Ziel, wo Wieland einst den bekannten Landsitz, sein sogenanntes Osmantium, hatte und wo er auch begraben liegt.

Nach zwei Stunden Weges hatte ich den Ort erreicht und stand vor einem ansehnlichen Park und zwei großen einander gegenüber befindlichen Wohngebäuden, welche nach der Straße zu durch eine massive Thormauer verbunden sind. Ich zauderte in den Hofraum zu treten, weil es mir unmöglich schien, daß ein deutscher Dichter je einen Landsitz von so fürstlichem Aussehen sein Eigenthum genannt haben könne; und doch war es so. Ein junger Mann hieß mich eintreten und ganz nach Wunsche den weitläufigen mit einer starken Mauer umgebenen Park durchwandern. Ich that es, nachdem ich erfahren, daß in den Wohngebäuden selbst kein Zeichen der Erinnerung mehr vorhanden sei.

Als ich auf der westlichen Seite des Parks eine schattige Allee nach der stille rauschenden Ilm hinab ging, kam

mir der Gärtner mit einem Bund Schlüssel nach, um mir das Gitter zum Grabdenkmale Wieland's zu öffnen. Dieses Denkmal befindet sich dicht an der Ilm auf einer verborgenen reizenden Stelle, umringt und überschattet von Gebüsch; es bildet die Mitte eines kleinen runden Platzes, welcher drei einfache, von Immortellen umkränzte Gräber enthält. Hier liegen die sterblichen Ueberreste Wieland's, seiner Frau und seiner „Ophelia," der zarten Freundin Sophie Brentano. Jede der drei Seiten des Denkmals enthält einen der bezüglichen Namen, Geburts- und Sterbetage und eine gemeinsame Inschrift windet sich um das Ganze der Säule.

Lange blieb ich mit dem Gärtner in dem wehmüthig-traulichen Raume allein und erfuhr noch Manches, was mir über Wieland's Aufenthalt in Osmanstädt wie über die Verhältnisse seines Gutes bisher nicht bekannt gewesen. Dann ging ich nach dem oberen Park zurück und ließ dort manches Bild von Wieland's patriarchalischem Leben an mir vorüberziehen, wie es uns Zeitgenossen und Biographen, namentlich Gruber entworfen und aufbewahrt haben.

Ungefähr sechs volle Jahre hat Wieland auf diesem anmuthigen ländlichen Boden zugebracht; das Gut, welches er mit dem Honorar für seine Gesammtausgabe, 18.000 Thaler betragend, angekauft, enthält ungefähr 300 Acker

Landes, das Parkgebiet allein an 23 Acker. Wieland kaufte das Gut vom Grafen Marschall; die Gebäude und die Parkanlagen aber verdankten der Herzogin Amalia ihr Entstehen.

Hier folge nun eine kurze Skizze von Wieland's Leben in Osmanstädt in Verbindung mit den Gründen, welche den greisen Dichter bewogen, diesen ländlichen Ruhesitz zu kaufen und zu bewohnen ...

Wieland war 65 Jahre alt, da er seinen Aufenthalt in Osmanstädt nahm. Es wird von Interesse sein, den Dichtergreis erst noch in einer übersichtlichen Charakteristik zu betrachten, bevor wir ihm in sein patriarchalisches Landleben folgen.

Möge es jedem strebsamen und talentvollen Menschen gegönnt sein, aus den Versuchungen, Leidenschaften und Verirrungen eines langen Lebens gleich unserem Wieland als vollendeter Mensch hervorzugehen!

Und das war er. Seine Phantasie war nicht umsonst bestrebt gewesen, das Gute und Schöne eifrig auszubilden; die Liebe zum Schönen war endlich ein untrennbarer Theil seines Herzens geworden, die Grundsätze des Guten waren in seine Gesinnung übergegangen. Er befolgte hierbei eine Ansicht, welche Jedem empfohlen sein soll: das Gute, das die Natur in ihn gelegt hatte, befestigte er durch seinen Willen und die Bestrebungen der Poesie, die Vermehrung

seiner Kenntnisse und die Erfahrungen des Lebens mußten gleichmäßig zusammenhelfen, seinen Kopf klarer und sein Herz weiser zu machen. Der Weg zu diesem Ziele ist Jedem gezeigt und vorgeschrieben: suche deinen Leib mit wenig Aufwand zu befriedigen, deine Begierden einzuschränken, dein Gemüth immer frei und nüchtern zu erhalten! Man hat Wieland so oft als Epicuräer verrufen. Aber in seinem Sinn darf Jeder Epicuräer sein. Es ist wahr, seine heitere Weisheit hat Nichts gemein mit jener düsteren Moral, welche die Freuden des Lebens für Sünden und das Leben selbst für einen Kerker achtet; er will die Sinnlichkeit nicht ertödten und den Genuß nicht verdammen; er lehrte nur, mit Weisheit genießen und das muß auch des edelsten Menschen würdig sein. Denn die Sinnlichkeit wird dadurch sittlich und der Ernst der Tugend kann nichts dabei verlieren. Indem Wieland in seiner Weise angenehm, heiter und beglückt leben wollte, mußte er mäßig, einfach, lauter, ohne gehässige Leidenschaften, mit sich und der Welt in Frieden, in freundschaftlichen Verhältnissen mit der Gesellschaft leben. War das tadelnswerth? Er bedachte seinen Vortheil, aber nicht zum Schaden Anderer; er sorgte für sein Eigenthum, aber durch Sparsamkeit, Arbeit und guten Haushalt. War das gegen die Ehre eines Mannes? Man hat Wieland's Weisheit als Weltweisheit getadelt; nun freilich war sie von dieser Welt, aber nichts desto weniger

geeignet, zu veredeln und zu beglücken. Wieland suchte das Wahre nicht als Miethling, übte das Gute nicht als Sclav, begehrte das Schöne nicht als Lüstling, er eignete sich jedes an, weil und wie es dem Menschen ziemt. Wieland's Anforderungen an das Glück waren mäßig und der Gebrauch, den er davon machte, war ein weiser. Im Ganzen hielt er sich an Horazen's goldene Regel und war mit seinem Loos zufrieden.

Nimm Du jede Stunde,
Die Gott Dir schenkt, mit Dank an und verliere nie
Das Gegenwärt'ge durch Entwürfe für
Ein künftiges Vergnügen, sondern richte so
Dich ein, daß, wo Du immer lebst, Du gern
Gelebt zu haben sagen könnest.

Aber auch in anderer Weise stand Wieland als Muster eines Mannes da. Er war pünktlich in Geschäften, zuverlässig in Zusagen, treu den eingegangenen Verbindlichkeiten; im Umgange war er offen, aufrichtig, gerade, oft naiv; eine stille Würde umgab ihn; nie war er kriechend gegen Höhergestellte, nie vornehmthuend gegen Niedere. Fremde Talente und Verdienste sah er ohne Neid neben sich; waren die Verdienste groß und überwiegend, so wurde er aufrichtig davon entzückt; waren sie geringer, so hob er sie dennoch gerne hervor, stellte sie in ein günstiges Licht, machte sie geltend. Geselligen Vergnügungen räumte er

eine besondere Bedeutung ein und hatte sich aus Platon's und Xenophon's Simposien ein wahres Ideal von Geselligkeit gebildet.

Es ist in dieser Beziehung denkwürdig, was Goethe über Wieland sagt:

„Wieland" bemerkt der berühmtere Zeitgenosse „war ganz eigentlich für die größere Gesellschaft geboren, ja die größte würde sein eigentliches Element gewesen sein; denn weil er nirgends obenan stehen, wohl aber gern an Allem Theil nehmen wollte und über Alles mit Mäßigung sich zu äußern geneigt war, so mußte er nothwendig als angenehmer Gesellschafter erscheinen. Denn sein dichterisches, sowie sein literarisches Streben war unmittelbar auf's Leben gerichtet und wenn er auch nicht gerade immer einen praktischen Zweck suchte, ein praktisches Ziel hatte er doch immer nah oder fern vor Augen. Daher waren seine Gedanken beständig klar, sein Ausdruck deutlich, gemeinfaßlich und da er, bei ausgebreiteten Kenntnissen, stets an dem Interesse des Tages festhielt, demselben folgte, sich geistreich damit beschäftigte, so war auch seine Unterhaltung durchaus mannigfaltig und belebend; wie ich denn Niemand gekannt habe, welcher das, was von Anderen Glückliches in die Mitte gebracht wurde, mit mehr Freudigkeit aufgenommen und mit mehr Lebendigkeit erwiedert hätte."

Aber wie viele Talente auch Wieland zur gesellschaft-

lichen Unterhaltung haben mochte und wie gut er es verstand, aus der Wahl seiner Gesellschaft eine feinere Glückseligkeit zu ziehen, so war er doch auch gegen seine geselligen Neigungen nur mit Mäßigkeit nachgiebig, denn er war — Hausvater vor Allem und handelte in dieser Hinsicht ganz wie er einst seinem Freunde Jacobi rieth:

„Herr George" schrieb er „muß, wenn er häusliches Glück kosten will, auf die kleinen Freudchen der Eitelkeit und auf's ewige Reisen und Herumstreifen Verzicht thun und statt dessen den Hausvatersinn anziehen."

Sei daher Wieland auch noch als Hausvater betrachtet, bevor wir ihm und den Seinen nach Osmanstädt folgen.

In dem friedlichen Kreise seiner Familie fühlte sich Wieland am glücklichsten. Aber seine Familie stellte auch ein schönes Bild patriarchalischen Lebens dar. Zu seiner Gattin hatte ihn nicht eine leidenschaftliche Liebe geführt und es kann beinah auffallend genannt werden, wie er in seinen Briefen beim Anfang seiner Ehe von ihr spricht. Dagegen wuchs seine Anhänglichkeit an sie mit jedem Jahre; er preist sie immer wärmer als seine liebe bessere Hälfte, das für ihn allein geschaffene Weibchen, welches keinen anderen Stolz kennt als Wieland's Weib und die Mutter seiner Kinder zu sein.

„Meine Frau" schreibt er an einen Freund „ist ein Muster jeder weiblichen und häuslichen Tugend, frei von

jedem Fehler ihres Geschlechts, mit einem Kopf ohne Vorurtheile und mit einem moralischen Charakter, der einer Heiligen Ehre machen würde. Die zweiundzwanzig Jahre, die ich nun mit ihr lebe, sind vorbeigekommen, ohne daß ich nur ein einziges Mal gewünscht hätte, nicht verheiratet zu sein; im Gegentheil ist sie und ihre Existenz so mit der meinigen verwebt, daß ich nicht acht Tage von ihr entfernt sein kann, ohne etwas dem Schweizer Heimweh Aehnliches zu erfahren."

Diese mit wachsender Zärtlichkeit geliebte und mit jedem Jahre von ihm höher geachtete Gattin gebar ihm in einem Zeitraume von einigen zwanzig Jahren vierzehn Kinder, deren jedes er als einen neuen Zuwachs seiner Glückseligkeit betrachtete. Mit reinstem Entzücken berichtet er jederzeit seinem Gleim einen solchen Zuwachs, der ihm zuweilen noch manche Nebenfreude brachte, wie die Pathenschaft der Herzogin Luise, des Prinzen Constantin, des Herzogs und der Herzogin Mutter und Goethe's; der Ueberraschung nicht zu gedenken, daß ihm einer seiner Söhne gerade am Agathonstage zur Welt kam.

„Meine süßesten Augenblicke" schrieb er an Sophie la Roche „sind, wenn ich das ganze Häufchen der kleinen krabblichten Mitteldinge von Aeffchen und Engelchen um mich herum habe."

Die Beobachtung, wie sich diese wachsende Anzahl von

Kindern entwickelte, war ein besonderer Reiz für seine zärtliche Vaterseele und er lobte sich gern „die um ihn her aufwachsende, grünende und blühende Plantage gutartiger menschlicher Geschöpfe, deren geringstes der Welt durch seine Existenz mehr Gutes als Böses thun werde."

Was er selbst als ehrwürdiger Mittelpunkt einer solchen Familie gewann, schildert er in einem sehr bezeichnenden Briefe an seine Freundin Sophie la Roche.

„Ich habe nun" schreibt er „eine ganz artige Nachkommenschaft um mich her, alle so gesund und munter, gut, artig und hoffnungsvoll, jedes in seiner Art, daß ich meine Lust und Freude daran habe und mich gerade wegen dessen, was die Meisten für eine große Last halten würden, für einen der glücklichsten Sterblichen auf Gottes Erdboden halte. Das Alter überschleicht mich ganz unmerklich mitten unter dieser um mich aufsprossenden und aufblühenden jungen Welt! Ich erfahre je länger je mehr, daß alle wahre menschliche Seligkeit innerhalb der Reize des ehelichen häuslichen Lebens liegt. Ich werde immer mehr Mensch und in eben der Proportion immer glücklicher und besser. Arbeiten wird mir Lust, weil ich für meine Kinder arbeite und auch davon bin ich im Innersten überzeugt, daß mein ruhiges Vertrauen auf die Hand, welche das Gewebe unserer Schickungen webt, weder mich noch die Meinigen betrügen wird."

Wieland hatte in dieser zurückgezogenen Häuslichkeit beinahe fünfundzwanzig Jahre glücklich verlebt, ohne Weimar auf längere Zeit zu verlassen. Endlich, nach der Besorgung der neuen Ausgabe seiner sämmtlichen Werke, entschloß er sich im Jahre 1797 zu einer Reise nach der Schweiz, wo er so viele liebe Erinnerungen wieder aufzufrischen hatte. Die Reise war ein Triumphzug für den Dichtergreis; wohin er kam, begegnete ihm Liebe und Verehrung. Noch einmal fühlte er sich heimatlich angeweht von dem Lande seines Jugendaufenthalts, dem Paradiese dichterischer Träume und was er im Oberon so schön ausgesprochen hatte, galt jetzt ganz von seiner eigenen Empfindung.

Nein, nirgend scheint doch unsers Herrgotts Sonne
So mild als da, wo sie zuerst mir schien,
So lachend keine Flur, so frisch kein anders Grün.
Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand,
Sei immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor allen dir gewogen,
Fühlt überall nach dir sich heimlich hingezogen,
Fühlt selbst im Paradies sich noch aus dir verbannt!

Voll von diesen Eindrücken kam Wieland nach Weimar zurück. Je reizender ihm in dem schönen für ihn gemietheten Landhause am Züricher See das Landleben erschienen war

und je glücklicher er sich in der dort genossenen Muße gefühlt hatte, desto unbehaglicher fühlte er nun Alles, was ihm je am Stadtleben lästig gewesen war, desto wärmer sehnte er sich, den Abend seines Lebens wie sein Xenophon und Horaz, in ländlicher Eingezogenheit der Natur, sich selbst und den Seinigen zu leben. Zwar trat ihm Alles vor die Seele, was seinen Entschluß hätte wankend machen können: er entfernte sich aus der Nähe eines vorzüglichen Hofes, der ihn mit Achtung und Neigung behandelte; er entriß sich dem freundschaftlichen Verkehre mit so manchem ausgezeichneten Manne, der ein gleiches Streben hatte wie er; auch war es nicht so leicht, eine Stadt zu verlassen, welche ihm auf jede Weise mit besonderer Liebe entgegen kam. Allein Wieland hatte auch sehr hörbare Gründe, seinen Abzug nach dem Lande dennoch auszuführen. Denn schon oft vorher hatte er geklagt, daß er bei all' seiner Muße doch ein sehr zerstückeltes Leben führe.

„Für einen Menschen" schrieb er an Herrn von Retzer: „der so gerne wie Horaz durch's Leben weggeschlichen wäre, dem nichts verhaßter ist als Stadt-, Hof- und Weltgetümmel, bin ich, mit aller meiner anscheinenden Muße, um welche mich so manche deutsche Gelehrte und Dichterschwäne beneiden, so gut als irgend ein anderer Sterblicher zu der strenua inertia, die das Widerspiel von Horazen's inertibus horis ist, verurtheilt; und wenn meine Tage

48 Stunden und wenn meine Stunden 120 Minuten hätten, so würde doch mehr als die Hälfte meines Lebens mit Beschäftigungen und unter Zerstreuungen hingehen."

Besonders waren es zwei Dinge, sagt sein Biograph Gruber, die ihm höchst lästig fielen: Der fast unabsehliche Ocean von Briefen, welchen der Mercur aus allen Enden her auf ihn zuströmen machte und die Unterbrechungen, die ihm fast täglich, oft stündlich durch willkommene und unwillkommene, anziehende und langweilige Besuche von Fremden gemacht wurden. Denn seit es dahin gekommen war, daß Jeder, der, wie Jean Paul sagt, in seinem Leben nur acht Zeilen geschrieben hatte, einen Flug nach Weimar machte, kam den dortigen Größen ihre Berühmtheit theuer zu stehen, weil jeder dieser Zuvögel, wie sie Wieland nannte, wenigstens einen Anspruch auf ihre Zeit zu haben glaubte. Diese Umstände und der von Jugend auf in ihm treibende Hang nach dichterischem Stillleben brachten seinen Entschluß endlich zur Reife.

„Pain cuis et liberté."

Schon vor zwanzig Jahren hatte er an Gleim, der ihn nach Berlin ziehen wollte, geschrieben: „Lieber mit 600 Thalern in dem kleinen Dörfchen, wo mein Gleim geboren wurde, als in Berlin oder Wien mit so viel tausend Thalern als Sie wollen. In einer kleinen Stadt oder auf dem Lande, nicht weit von einer kleinen Stadt, kann

ein Mittelding von Sokrates und Horaz, wie ich bin, wohlfeiler glücklich sein."

Osmanstädt, ein dem Grafen Marschall gehöriges, zwei Stunden von Weimar gelegenes Landgut, schien alle seine Ansprüche zu befriedigen, er nahm das ansehnliche Honorar, welches er von Göschen in Leipzig für seine Gesammtausgabe erhalten hatte und kaufte dasselbe für 18.000 Thaler.

Im Jahre 1798 geschah der Umzug von Weimar nach Osmanstädt.

Von den vierzehn Kindern seiner glücklichen Ehe waren nur noch neune, sechs Töchter und drei Söhne, um diese Zeit am Leben. Davon war die älteste Tochter an den bekannten trefflichen Reinhold verheiratet; zwei andere hatten in Einem Jahre zwei Landpredigern ihre Hände gereicht, eine vierte war die Frau eines Sohnes von Geßner, dem Idyllendichter, und Julie, die fünfte Tochter, verlobte sich bald darauf mit dem Kammerrath Stichling in Weimar. Leider waren die beiden Landprediger, welche in Einem Jahre geheiratet hatten, auch bereits wieder gestorben. Wieland nahm die jungen Witwen mit vier Enkeln freudig wieder in sein Haus auf und so bestand denn seine Familie aus dreizehn Personen, als er in Osmanstädt einzog.

Das Schöne zu dem Guten! war bisher des Dichters

Grundsatz gewesen und er sollte es auch in dem neuen Wirkungskreise desselben bleiben.

Sofort ging er daran, die nöthigen Bauten auszuführen, war mit Eifer bestrebt, junge Anpflanzungen anzuordnen, neue Anlagen zu machen und seinen Grund und Boden in dem Maße zu höherem Erträgniß zu bringen, als er ihn, namentlich in der Nähe der Wohngebäude, verschönerte. Seine zahlreiche Familie war ihm eine dauernde Mahnung, daß die Hände hier nicht in den Schooß zu legen seien; daher fing er mit dem größten Eifer das Studium der Landwirthschaft an und vertheilte kluger Weise Aufsicht und Geschäfte unter die einzelnen Glieder seiner Familie. Die guten Folgen blieben auch nicht aus, denn als der greise Landwirth, redlich unterstützt durch die Seinen, den Haushalt in allen Theilen einmal gründlich in Ordnung gebracht hatte, ward ihm wirklich endlich auch die volle Freude des behaglichen Daseins zu Theil, wie er sie vom Landleben gewünscht und erwartet hatte. Alle, die Wielanden hier gesehen haben, bezeugen mit Einer Stimme, was Goethe sagt: daß der Dichtergreis gerade hier in seiner ganzen Liebenswürdigkeit erschien, als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, besonders aber als gastfreier Wirth, wobei er alle seine geselligen Tugenden am anmuthigsten zu entfalten Gelegenheit hatte.

Waren ihm in Weimar die Besuche in vieler Beziehung

lästig gewesen, so erfreuten sie ihn in seiner ländlichen Abgeschiedenheit um so mehr. Hier begrüßten ihn Carl August, seine Gemalin, die Mutter des Fürsten, im Schatten seiner Bäume, Goethe und Herder erschienen oft bei ihm und die Besten von nah und ferne belebten seine idyllische Einsamkeit. Im Jahre 1799 aber sollte ihm der seltenste und überraschendste Besuch zu Theile werden. Die Geliebte seiner Jugend, die Freundin seiner Mannesjahre — Sophie la Roche erschien und weilte einige Zeit im schönen Osmantium. — Ein Brief dieser ausgezeichneten Frau wird uns am Besten einen Blick in das patriarchalische Leben Osmanstädts werfen lassen.

„Den 15. Juli“ schreibt sie „nach beinahe dreißigjähriger Trennung sah ich ihn wieder, den guten würdigen Freund meiner Jugend — ich war in seinem Hause! O wer wollte die Gefühle und die Bilder der Erinnerung beschreiben, welche da meine Seele überwältigten! Was war seit 1750, da wir uns zum ersten Male sahen, in uns, in unserem Schicksale und auch bei unseren Freunden vorgegangen! Wie weit waren wir von unserem ersten Wollen und Denken in einem großen Kreis umher geführt, bis wir als gute Freunde und Verwandte uns 1799 wieder fanden! Schöne Stunde, in welcher ich nach so langer Trennung zwischen Wieland und seiner mir so werthen Frau saß und von jedem eine Hand hielt! . . . Ich schlief spät ein, denn

meine Seele war zu sehr bewegt und ich hörte noch Wieland's ungekünsteltes, aber seelenvolles Clavierspiel, mit welchem er alle Abende seine Ideen und Gefühle unter dem Einfluß seines Freundes Horaz in sanften Einklang bringt. Vor 49 Jahren belauschte ich ihn das erste Mal bei der Aussicht nach dem weiten einsamen St. Martinskirchhof in Biberach — heute tönte jede Saite aus Sabinums Gegenden zu meinem stillen Zimmer; denn Wieland's Piano steht mitten unter diesen reizenden Bildern, und es entzückte mich, den schönen Wunsch des Horaz bei ihm erfüllt zu sehen. Ein Landgut, welches ihn ernährt, ein gesundes Alter, Stärke der Seele und jeden Tag die Musik, die er liebt! ... Mein Erwachen war heitere Freude bei dem Gedanken, daß die Tage in Wieland's Hause mich für Jahre voll Kummer schadlos halten würden. Die Ansicht aus dem Fenster war mir feierlich. Zwei große simmetrische Wohngebäude, welche auf einer Seite durch eine dichte Reihe hoher schlanker Bäume verbunden sind, auf der anderen an die Mauer des Vorhofes sich anschließen, der ein schönes Wasserbecken in der Mitte hat, welches unter dem Schutz einer Sirene den Ablauf eines doppelten Springbrunnens enthält; die tiefe Ruhe und auch die einsame Lage dieses Wohnsitzes rührte mich, als ich dachte: Dieses Ganze ist Sinnbild von Wieland's Geist, Alles groß und seine Thätigkeit, wie diese Quelle, von dem frühen Morgen seines

Lebens bis an den Abend seiner Tage unerschöpflich fortströmend! ... Mit wie vielem Vergnügen und Theilnahme lernte ich das ganze Innere der Gebäude und den weiten Umfang des Gartens kennen, welcher sich an den Ufern der Ilm mit einem Birkenwäldchen schließt, unter dessen Lauben die edelsten Schatten Griechenlands ihren Freund unbelauscht und ungestört besuchen können. Ich speise täglich mit sieben Kindern von Wieland, sah vier seiner Enkel und sein zweiter Sohn wurde mir von ihm als Verwalter seiner Landwirthschaft vorgestellt. Dieses patriarchalische Leben hatte für mich unendlichen Werth. Wie schön wurde mir eine Morgenstunde, in welcher ich neben Wieland aus dem Fenster seiner Bibliothek den Theil des Gartens übersehen wollte, welcher auf dieser Seite des Hauptgebäudes liegt, und da seinen zweiten Sohn erblickte, welcher als junger rüstiger Landmann mit aller Gewandtheit einen mit Rosenhecken umfaßten Grasplatz abmähte. Ein Blick auf die Büchersammlung sagte mir: Nun bist du mitten in Wieland's Besitzungen, siehst in dem Zimmer Alles, was die Seele zu reicher Kenntniß wünschen, in dem Garten das, was die Erde an Ertrag für Nahrung und Vergnügen geben kann! Wie einzig mußte die Betrachtung werden, als ich Wieland von dem Plan des höchst nutzbaren Anpflanzens seiner Felder, Wiesen und Gärten sprechen hörte, die Rückerinnerung mir aber zuflüsterte:

Vor 49 Jahren legte er den Entwurf für den Anbau der Wissenschaften eben so lebhaft und deutlich vor mein Auge! ... Der Wechsel von Büchern und ländlichen Auftritten war äußerst angenehm. Wieland und sein ältester Sohn legten bald dieses, bald jenes neue Werk auf meinen Tisch, worüber gesprochen wurde; dann kam eine Tochter mit Gläsern voll Milch, eine andere den Tag nachher mit einem Teller voll Kirschen, die gute Julie mit einem Korb voll Rosen. Dann sah ich sie auch unter der Leitung der besten Mutter mit Sorge für die Wäsche, für die Küche und den Keller, mit Bereitung des Flachses, mit der Milchkammer und Leinwandbleiche beschäftigt. Es würde jeden klugen Mann gefreut haben, uns zu begleiten, als Wieland mich in den Wirthschaftshof führte, mir Scheunen und Stallungen zeigte und ich bei jedem Schritt seine Liebe zum Feldbau und seine Einsichten darin bewunderte ... Wenige Tage nachher kam Goethe freundlich die Mittagssuppe mit uns zu theilen. Mir war äußerst schätzbar, ihn und Wieland wie zwei verbündete Genies ohne Prunk oder Erwartung mit dem traulichen Du der großen Alten sprechen zu hören und der Zufall gab heute wieder meiner Phantasie den eigenen, gewiß nie wieder kommenden Anblick, Beide auf dem schönen heiteren Gange vor Wieland's Wohnzimmer zu treffen, als Goethe mit lebhaftem Vergnügen von dem so eben gemachten Ankauf eines ländlichen

Ruhesitzes sprach und gerade vor dem großen charakteristischen Bilde des alten Grafen von Stadion stille stand, welcher sie mit Bewunderung zu betrachten schien und sich gewiß als edler Deutscher über diese zwei großen Landsleute und ihre Liebe zum Landleben gefreut haben würde. Neu verherrlicht wurde der Tag, als die Herzogin Amalia mit aller ihrer Leutseligkeit den ganzen Garten an Wieland's Seite durchwandelte, wie bei seinen geliebten Griechen eine Göttin der Gegend mit ihren Blicken und ihrem Wohlwollen den Schatten des Hains, den Pflanzen, den Obstbäumen und Blumen, welche Wieland's Lieblingsspaziergänge umgeben, neue Schönheit und Nutzbarkeit ausgetheilt haben würde. Herder und seine Frau vermehrten in meinem Herzen den Werth der großen Lindenallee auf Wieland's Gut, welche ich mit diesen höchst schätzbaren Menschen durchging. Den nämlichen Tag lernte ich Jean Paul Richter als einen guten, einfachen, aber auch lebhaften, von Wieland sehr geliebten Mann kennen ... Nach dieser Art reicher Gastmahle folgten Tage ruhigen Genusses. Hohe Freude wurde mir zu Theil an dem Tage, da Wieland als Landmann in der Gemeine aufgenommen und seine Unterschrift in Osmanstädt's Lagerbuch eingetragen wurde. Es war schön, Wieland und seine drei Söhne den Vorgesetzten des Dorfs als ihren Mitbürgern die Hände reichen zu sehen, welche dann auch ihm und seinen Kindern Segen zu den

Feldfrüchten wünschten. Wieland's wohlwollendes Herz zeigte sich da eben so vorzüglich als sein Geist in einer Akademie der schönen Wissenschaften geglänzt haben würde ..."

Diese Mittheilung stimmt genau mit dem überein, was Wieland in einem Briefe von sich selbst sagt, indem er sich als einen Mann hinstellt, der in sich, in Weib und Kindern und in seinen Freunden, so wie in der immer zunehmenden Liebe zur Natur und im trauten Umgange mit den Musen glücklich ist.

Doch auch in dem Genusse eines so vielfältigen Glückes sollte er von trüben Stunden nicht ganz frei sein und noch manchen Anlaß finden, die im früheren Leben gewonnene Weisheit zu bewähren. Dem Dichter, dem Philosophen wie dem Menschen Wieland standen im Angesichte des Hafens noch manche Stürme und schwere Prüfungen bevor.

Wieland hatte mit seinem Abzuge von Weimar nicht auch sein Auge von dem Kampfplatze des damaligen literarischen Ringens abgewendet; er mischte sich vielmehr als rüstiger Streiter eine Zeitlang mitten in das Gewühl der damals in der deutschen Gelehrtenrepublik ausgebrochenen Kämpfe. Die Kant'sche und Fichte'sche Philosophie drohte ihm so manche Früchte seines philosophischen Strebens zu vernichten; eine neue ästhetische Schule, die Schlegel'sche, zog gegen ihn offen zu Felde und hatte kein geringeres Ziel,

als seinen Dichterruhm gänzlich zu vernichten. Widerspruch machte den Streit nur heftiger und Wieland, die Unverbesserlichkeit seiner Gegner einsehend, hüllte sich endlich schweigend in das Bewußtsein: ein Besseres von seiner Zeit verdient zu haben, trat ruhig vom Kampfplatze ab, ließ den Gegnern das letzte Wort und ging seines Weges.

Vom Jahre 1796 bis 1803 gab er das attische Museum heraus, wobei er den Zweck verfolgte, unsere Nation mit den Meisterwerken der attischen Schriftsteller aus dem Jahrhunderte des Perikles und Alexander bekannter zu machen; er gab diese Schriftsteller anfangs allein und später mit J. Hottinger und Fr. Jacobs gemeinschaftlich heraus und wurde auf diese Art wieder lebhaft in die Gesellschaft seiner so sehr bevorzugten Griechen versetzt. Aus dieser Beziehung entstand sein herrlicher Aristipp und als Nachklänge desselben die beiden kleinen Romane Krates und Hipparchia, Menander und Glicerion.

In dem oben angeführten Briefe erwähnt Frau la Roche einer Enkelin, die sie gelegentlich ihres Besuchs mit nach Osmanstädt gebracht hatte; diese Enkelin war Sophie Brentano aus Frankfurt am Main, ein liebenswürdiges, dem Dichter mit kindlicher Anhänglichkeit zugethanes Wesen, das Wieland wie eine Tochter liebte und stets nur seine Ophelia nannte. Diese war nach der Abreise der Frau la Roche in Osmanstädt zurückgeblieben. Einnehmend von

Gestalt vereinigte sie mit mannigfaltigen Talenten eine zarte Weiblichkeit und besaß somit Alles, was ihre Liebe gewinnen konnte; ja man schloß sich inniger an das liebliche Wesen, da die Tiefe ihres Gemüths und die zarte Reizbarkeit ihres Herzens eine sanfte Schwärmerei in ihr erzeugt hatten, die ihr Auge zu Zeiten mit stiller Schwermuth umdüsterte. Zwar hatte das heitere Leben in Osmanstädt wohlthätig auf die holde Ophelia gewirkt, allein die zarteste Schonung und die treueste Pflege vermochten nicht, sie dem Leben zu erhalten, das in seiner Blüthe zerstörend angegriffen war. Längere Zeit schon still von diesem Erdendasein abgewendet, wie sie war, vermochte jetzt auch keine ärztliche Kunst mehr, sie demselben zu erhalten. Schmerzlich sie beweinend, mußte der Greis nun der blühenden Jungfrau die letzte Ruhestätte bereiten und er suchte dazu in dem kleinen Haine, der den unteren Theil seines Gartens begränzt, ein stilles freundliches Plätzchen aus, das er mit jungen Rosenstöcken bepflanzte.

Aber die Leiden der Abgeschiedenen hatten das Herz der treuen Gattin Wieland's selbst unheilbar angegriffen und kaum daß die eben erhaltene Wunde des Greises zu heilen begann, so ward sie auf's Neue größer und schmerzlicher aufgerissen.

Mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes meldete Wieland bald darauf seinen Freunden: „Daß der Engel,

mit dem er 35 Jahre lang so glücklich gelebt, am 9. November 1801 ihn verlassen habe."

Das verwaiste Osmanstädt hatte natürlich von nun an wenig Reiz mehr für den greisen Dichter. Ohnedies wirkten auch die Kriegszeiten und wirthschaftliche Unfälle mit, ihm den Besitz desselben zu verleiden. In der Gefahr, dasselbe mit großen Schulden belasten zu müssen, erachtete er es für eine günstige Fügung des Glückes, daß er sich desselben, ohne allen Verlust an seinem hohen Kaufgelde, wieder zu entäußern Gelegenheit fand. Er überließ es dem Hofrath Kühn aus Hamburg und kehrte zur Freude seiner Freunde wieder nach Weimar zurück...

Wieland lebte nun in Weimar bis zum Jahre 1813; es wurden ihm in dieser Zeit noch viele freudige Tage zu Theil. Obwohl er auf äußere Auszeichnungen wenig gab, so hinderte dies nicht, daß sie ihm desto reichlicher zuflossen. Das Nationalinstitut zu Paris ernannte ihn zu seinem Mitgliede; zur Zeit des Erfurter Congresses bezeigte ihm Napoleon besondere Aufmerksamkeit und übergab ihm den Orden der Ehrenlegion und Kaiser Alexander ließ ihm den Annenorden überreichen. Wohlthuender war ihm die Achtung und das Vertrauen der Weimar'schen Fürstenfamilie. Fast konnte er als ein Glied derselben gelten. Anna Amalia zog ihn in ihren nächsten Kreis; er wurde ihr täglicher Umgang.

Da trafen ihn auch hier noch neue schmerzliche Schläge des Schicksals.

An Herder starb ihm der theuerste Freund. Bald darauf erschütterte ihn der Tod Schiller's. Das schwere Ungewitter des Kriegs, das sich 1806 in den Bergen und Thälern des Weimar'schen Landes zusammenzog und um Jena entlud, bestürmte seine Ruhe. Im Jahre 1809 überstand er eine langwierige, gefährliche Krankheit. Bald darauf hatte er das Unglück, durch den Sturz seines Wagens das Schlüsselbein zu brechen und den Schrecken, seine Tochter fast lebensgefährlich verletzt zu sehen. Indessen genas er auch diesmal und trat gesellig wie zuvor in den Kreis seiner Freunde zurück. Fast ein Achtziger vollendete er noch mit nicht immer in früheren Jahren bewiesener Beharrlichkeit eine bedeutende literarische Arbeit. Es war dies die Uebersetzung der Briefe Cicero's, die er im Jahre 1806 begonnen hatte und mit seinem Leben beschloß. Wieland starb am 20. Januar 1813.

Wie er schon lange vorher bestimmt hatte, wurde sein Leichnam nach Osmanstädt gebracht und neben seiner Frau und seiner Ophelia, der Freundin Sophie Brentano, beigesetzt. Den gemeinsamen Hügel deckt jetzt das oben erwähnte schöne Monument mit folgender, lange vor seinem Tode von Wieland verfaßter Inschrift:

Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Im Thüringerwalde.

Einst und Jetzt. — Ilmenau. — Ein Sängerfest. — Goethe. — „Ueber allen Gipfeln ist Ruh.“ — Schiller und „der Gang zum Eisenhammer.“

I.

„Tief in den Forsten Thüringens hauste zu Anfang des zwölften Jahrhunderts auf hohem Bergschloß, weit und breit der Schrecken der Kaufherren und des Wanderers, ein gewaltiger Rittersmann, Hugo von Namen, den man nur den „Wilden“ nannte und in der Fehde wie im Turnier für unbesiegbar hielt; seine Burg war eine Höhle des Raubes, der blutigsten Verbrechen, verführter Unschuld und wüster Schwelgereien . . .“

Also beginnen zahllose Ritterromane bekannten Schlages, die der empfänglichen Phantasie Weg und Steg unsicher machen, die graue Vorzeit völlig aschgrau färben und gewisse Gegenden Deutschlands, wie den Spessart, Thüringerwald und das Riesengebirge vom Eingang bis zum Ausgang gründlich in Verruf zu bringen suchen. Brennende Burgen, fortgeschleppte Ritterfräulein, plündernde Reisige; Todte, Verröchelnde, Fliehende, wo nur das Auge hin-

blickt — und um Mitternacht dann die aus verfallenen Kellerräumen emportauchenden Rachegeister, mit Kettengerassel — „Ha, Verruchter!“ — und so weiter — ja, es will was sagen!

Und in eine dieser verrufenen Raubrittergegenden, „tief in die Forsten Thüringens“ wollte ich mich vor einigen Jahren, allein, ohne Furcht und Tadel, ja froh des Zieles und der Dinge, die da kommen sollten, wagen.

Sollte man es glauben? So sehr haben sich die Zeiten jetzt geändert, daß man „tief in den Forsten Thüringens“ ein fröhliches Sängerfest begehen wollte, weit und breit zur thätigen Theilnahme einlud und wirklich auf zahlreichen Zuspruch hoffen durfte. Ohnehin seit Jahr und Tag nur wenig aus meiner Klause gekommen, sehnte ich mich nach einer Sommerfrische im Gebirg, beschloß das interessante Waldfest zu besuchen und dann einige Tage stillvergnügt — „auf classischem Wege zu wandeln.“

Wie? wird man fragen. Auf classischem Wege? Tief in den Forsten Thüringens, diesem von Blut und Brand rauchenden Boden; wo Rudolph von Habsburg allein an dreißig Raubritterburgen brach?

Sei still und höre, lieber Leser. Das thüringische Sängerfest war nach Ilmenau angesagt, jenem lieblichen Bergstädtchen, welches einst Gäste aufzuweisen hatte, wie Carl August von Sachsen-Weimar, Goethe, Schiller, Wieland,

Herder, Jean Paul, und auch heute noch dankbare Besucher von hohem Rang und ausgezeichneten Verdiensten zählt.

Dahin machte ich mich denn ebenfalls auf, eines schönen Julimorgens; die thüringische Eisenbahn hatte damals noch die menschliche Eigenschaft, dem Reisenden, wenn nicht das Gepäck, so doch das Leben und die gesunden Glieder zu versichern, mit einer gewissen Zuversicht schlug man Leben und Arm und Bein in die Schanze und blickte heiter vorwärts, dem Kommenden entgegen.

Es kam nun Weimar, einst ein Dörflein mit einem Hof und zwölfhundert Literaten, jetzt eine Stadt mit großen Erinnerungen, classisch vom Wirbel bis zur Zeh'; es kam Erfurt, einst „Parterre von Königen" und Parlamentssitz Ehren-Gotha's, jetzt nichts als Festung Preußens mit einem schönen Dom und in der Mitte Deutschlands gelegen; es kamen noch mehrere Stationen, unbedeutend nach Namen, Rang und Stand, und Gotha selbst sollte kommen, wo so viel versichert wird: durch eine Bank von Millionen das Leben, durch Reden und officiöse Versicherungen das Heil vom lieben Deutschland. Aber so weit sollte mein Weg in gerader Richtung nicht führen; Angesichts des nationalvereinlichen Ausschußsitzes verließ ich den Bahnzug und lenkte, mein Geschick einem Omnibus vertrauend, links ab nach den Forsten Thüringen's, von denen viele, wie ich bald gewahren konnte, längst in Hoch- und Familienöfen

verlodert oder als Köhlerpyramiden verkohlt sind. Eine heitere Gesellschaft, meistens Gäste, die desselben Weges nach Ilmenau zum Sängerfeste wollten, hatte sich im Omnibus zusammengefunden und half den ziemlich weiten Weg verkürzen. Hübsche, pittoreske Stellen wechselten mit gewöhnlichen, blühende Ortschaften mit sehr bescheidenen. Hie und da ragte eine Burgruine auf kahler Höhe und runzelte, um seine Ritter und rauschenden Eichen gebracht, ohnmächtig die Stirne; hie und da wähnt man einen reichen Herrschaftssitz mit Schloß und Parkanlagen zu sehen und hört berichtigen: „Nicht das! Nur ein Felsenkeller, berühmt durch Stoff und edele Gesellschaft!“

Arnstadt dünkte uns in dieser und anderer Hinsicht die „Perle“ des Weges bis Ilmenau; es ist reizend gelegen, lebt glücklich im Anblick eines herrlichen Felsenkellers, soll recht von Innen und Außen gedeihen und hat zwei Einwohner von artiger Berühmtheit: Willibald Alexis, den Romantiker und „Pitavalisten,“ und Emil Palleske, den Schiller-Biographen und Shakspeare-Vorleser. Eine lange Strecke bis Ilmenau fährt man eine Art Hochebene dahin, die sich weit und breit so Wald wie Berg vom Leibe hält bis man endlich Ilmenau selbst nahe rückt und Berg und Wald aus erster Hand, erbaut und dankend, entgegen nimmt.

Der Weg, den wir fuhren, war, da es gegen Abend ging, von heimkehrenden Landleuten bedeckt, die in Ilmenau

den heute zu Ende gehenden Jahrmarkt besucht hatten. Wir fanden das Städtchen bei unserer Ankunft noch ziemlich lebhaft und das Treiben vor den Buden um so malerischer, als namentlich die weibliche Tracht der Gegend durch ihren hochaufgebauschten Kopfputz mit den dunklen Seidenbändern, die rückwärts bis an den Saum des Kleides hinabreichen, einen höchst originellen Anblick gewährt. Gegen 8 Uhr rollte unser Wagen auf den Platz des Städtchens herein und ließ mich da vor einem Gasthaus, dessen Name mir entfallen ist, absteigen. Ich fand hier Alles, was ein genügsamer Gast nur wünschen kann: ein reinliches Zimmer mit der Aussicht auf den Platz, einen Gastwirth, der zugleich auch Fleischer war, gut Braten und Wurst, erträglich Brot und Bier, billige Zeche — und freundliche Leute.

Arm in Arm mit solchen Dingen kann man schon das Schicksal einiger Ferientage in die Schranken fordern und mit froher Erwartung des Kommenden endlich sein Lager suchen, was denn auch geschah. —

Morgens weckte mich ein himmlisch-idyllischer Accordenklang. Ich horchte und rieth eine Weile vergebens, was er bedeuten solle. Da vernahm ich auch das Horn des Hirten und wußte auf einmal, wie und was. In meinem Leben war mir kein so vollkommenes und zahlreiches Heerdengeläute vorgekommen; von der höchsten bis zur tiefsten Note waren Glöcklein und Glocken wie nach der Stimmgabel

geprüft; die Töne schlugen nach-, neben- und untereinander einzeln oder in kleinern und größern Accorden an und bildeten manchmal, wie auf einen Tactschlag des Hirten, einen so vollen, durchgreifenden, erquickenden, beseligenden Accord von mehr als hundert Glocken, daß ihn Ohr und Herz begierig einsogen und festzuhalten strebten. Da sich die Heerde auf dem Platze sammelte und dann erst langsam weiter zog, so genoß ich das Vergnügen dieser Klänge ziemlich lange; sie schienen reiner und duftiger zu werden, je ferner sie sich hören ließen.

Diese Morgenmusik und der helle Tag, der angebrochen war, regten lebhaft zu einem baldigen Gang in's Freie an, ich wollte einen raschen Ueberblick, einen ersten Gesammteindruck von Stadt und Gegend erhalten, um das Einzelne später mit Ruhe und Bedacht zu genießen; und es bedurfte keines langen Ganges, um reichlich für's Erste orientirt zu sein. Um unsern Lesern das Nachschlagen in Reisehandbüchern oder Geographie zu ersparen und für unsern Aufenthalt vorläufig den nöthigen Grund zu legen, sei hier das allgemein Wissenswerthe gleich in runder Abschlagsumme aufgezählt.

Ilmenau ist, wie schon erwähnt, eine kleine liebliche Bergstadt: sie liegt am Fuße des Thüringerwaldgebirges, 1520 Fuß über der Meeresfläche, ihre Pulsader ist die Ilm, die aus dem höchsten Theile des Gebirges herabkommt, nach

Stadt-Ilm und Weimar weiterfließt und dann in die Saale fällt. Den Titel „freie Bergstadt" führt Ilmenau schon seit dem 16. Jahrhundert und ist auch jetzt noch der Sitz eines Bergamtes, zu dem sich in neuerer Zeit mehrfache Industrien gesellten in Porzellan, Glas- und Eisenwaaren, Puppenköpfen, Metallknöpfen, Wollenband und Zeugen. Der früher bedeutende Bergbau, der auch Silber und Kupfer lieferte, hat inzwischen sehr verloren und gibt zumeist nur noch Eisen und Braunstein als Ausbeute. Aber die menschliche Regsamkeit weiß da, wo die Natur einen Schacht todt legt, eine neue Quelle des Lebens und des Erwerbes zu öffnen; seit 1838 besteht in Ilmenau eine wohleingerichtete Kaltwasseranstalt, zu der seit 1852 auch noch Kiefernadelbäder gekommen sind. Eine große Bierbrauerei mit einem berühmten Felsenkeller liegt westlich vor der Stadt, dem über 2600 Fuß hohen Gickelhahn gegenüber und liefert als Gegensatz zu den Naturquellen des Berges sein wohlgerathenes, vielaufgesuchtes Kunstgebräu.

Ueber das neuerliche Aufblühen des Städtchens, das jetzt über 3000 Einwohner zählt, würde Niemand eine größere Freude empfinden als Goethe selbst, wenn er es noch sehen könnte; geschah es ja nicht blos aus Neigung für die Mineralogie, sondern wesentlich auch aus wohlwollender Sorge für die Erhaltung einer Nahrungsquelle der Einwohner, daß er den Bergbau und was daran hing

so zu fördern suchte. Die Weimar'sche Regierung hat mitunter schwer geseufzt über die Summen, welche Goethe, fest und durchgreifend, wie er es gewohnt war, für Fortsetzung des Grubenbaues und neue Schürfungen zu schaffen wußte. Die Einwohnerschaft hat ihren Schützer und Schirmer auch wohl erkannt und es an Zeichen der Dankbarkeit nicht fehlen lassen; sie ahnte voraus, was nach seinem Tode kommen würde. Ilmenau hat später manche sieben magere Jahre durchmachen müssen, bis ein anderer Geist, der Geist der Zeit, die alten Nahrungsquellen theils wieder fließen machte, theils die Stadt durch neue zu speisen wußte. Für Goethe, der so gerne die Verdienste Anderer würdigte, wäre Ilmenau's jetziger Aufschwung eben so erfreulich, als wenn er ihn durch eigene Sorgfalt möglich gemacht hätte: würde er doch einem Orte, einer Gegend, die ihm so viel zur Erweiterung des Wissens geboten und ihn so manchen Monat durch stillen Reiz erquickt und schöpferisch angeregt haben, aus vollem Herzen alles Gute gönnen und mit ihnen froh und zufrieden sein.

Will man schon das eigentlich Untheilbare, die stets und überall wirkende Geistesthätigkeit eines so vielseitigen Genius, wie Goethe's, nach Zeit und Ort ein- und abtheilen, so gebührt Ilmenau und seinen Bergen ein guter Antheil an derselben. Wilhelm Meister's Wanderjahre tragen manches landschaftliche, gewerbliche und brauch-

artige Gepräge der Ilmenauer Berge und Leute, so gleich die ersten Capitel des Romans: „Die Flucht nach Egypten," ferner: „Das Bergmannsspiel," welches durch das Weimarer Sonntagsblatt, Jahrgang 1855, bekannt geworden ist. Aber auch zu Gedanken und Schöpfungen, die weit weg von unmittelbaren und modernen Anschauungen, in fernen Zeiten von Völkersitten wurzeln, ist Goethe hier angeregt worden. Er selbst hat während seines letzten Aufenthaltes in Ilmenau, 1831, dem Berginspector Mahr gesagt, daß ihm in einem kleinen Hause auf dem Schwalbenstein, wo er sich oft aufzuhalten pflegte, die erste Idee zur „Iphigenie auf Tauris" gekommen sei. Das kleine Jagdhaus, das schon 1831 nicht mehr vorhanden war, stand am Haneberg zwischen Ilmenau und Manebach und gewährte auf seinem hohen Felsen, umringt von düsterer Fichtenwaldung, eine herrliche Aussicht in das Manebacher Thal.

Als ich heute das Städtchen, vorläufig seiner Hauptstraße nach durchwandert und vor einem Kaffeehause, das die Wasser- und Luftbadegäste Vor- und Nachmittags bei Musik versammelt, eine heitere Stunde zugebracht hatte, betrachtete ich mir auf dem Rückwege besonders ein Haus mit Interesse, einen Gasthof, vor welchem einige Linden im frischen Morgenwind rauschten; es war der Gasthof „zum Löwen," in welchem Goethe während seines letzten Aufenthaltes in Ilmenau abgestiegen war.

Ich glaubte ihn am Fenster stehen zu sehen, trotz seines hohen Alters männlich aufrecht, die Arme über'm Rücken, Wohlgefallen und Majestät im gebräunten Antlitz und das große dunkel-leuchtende Auge ruhig auf die Straße und darüber weg auf neue Bauten und die weiter rückwärts liegenden Abhänge, Wälder und Berge richtend.

In solcher Betrachtung hinter den Scheiben oder im offenen Fenster stehend, war er ja oft genug in Weimar, Jena, Carlsbad gesehen worden, um der Erinnerung ein typisches Bild zu überliefern. Ganz gewiß ist er auch am 28. August 1831 an einem der Fenster des „Löwen," wo er abgestiegen war, wiederholt so gesehen worden, nach dreißig Jahren zum ersten Male wieder — aber leider auch zum letzten Male Ilmenau mit seinem Besuche beglückend.

Am Morgen dieses Tages erhielt Goethe von der Stadtmusik ein solennes Ständchen, das mit dem Choral: „Nun danket Alle Gott" begann und mit würdigen Vorträgen endete. Hierauf überreichten Ilmenauer Jungfrauen ein Huldigungsgedicht zum 82. Geburtstag, denn so alt war Goethe an diesem Tage. Eine festliche Tafel vereinigte Mittags um Goethe die Geistlichen und Beamten des Ortes, worauf er einen alten Freund aus Frankfurt, den Kaufmann Hetzer, aufsuchte, Nachmittags mit dem geheimen Rath von Fritsch nach dem gothaischen Dorf und Schloß

Elgerburg fuhr, um eine merkwürdige Felsengruppe des Körnbaches zu sehen. Abends war er wieder in Ilmenau zurück, um eine neue originelle Huldigung zu empfangen. Der Berginspector Mahr ließ nämlich mit Janitscharenmusik die ganze Bergknappschaft mit ihren Grubenlichtern aufziehen und ihm eine Abendmusik vor dem Gasthof bringen, wobei die Bergknappen auch den „Bergmann und Bauer" dramatisch aufführten.

War Goethe schon den ganzen Tag in guter Stimmung und froher Laune, so wurde jetzt sein Vergnügen vollkommen, zum Theil auch seiner beiden Enkel willen, die er diesmal mitgebracht hatte. Er erinnerte sich des Stückes aus früherer Zeit noch ganz wohl, da er mit dem geheimen Rath von Voigt die Immediat-Commission des Ilmenauer Silber- und Kupferbergwerkes bildete; war es ja gerade dieses Bergmannsspiel, auf welches in „Wilhelm Meister" Bezug genommen wird.

Indem ich, dieses festlichen Vorfalls denkend, meiner Wohnung zuging, trug mir die frische Luft die Töne der Bademusik nach und half mir die angenehme Täuschung bis zur Wahrheit glaubhaft machen, daß der olympische Meister noch lebe und heute unter uns weile. Dazu kam, daß die Vorbereitungen zu dem morgen beginnenden Sängerfeste bereits sichtbar wurden. Vor der Kirche, wo die Sänger ihre schöne Gottesgabe am Festmorgen zuerst gemeinsam

producirren sollten, waren bereits hohe Maien aufgepflanzt, an einzelnen Häusern wurden Festgewinde sichtbar, vor einem Gasthofe auf dem Rathhausplatze entstand eine lange grüne Laube für Gäste und vom Rathhaus wehten Fahnen. War nicht jene Goethe-Huldigung eigentlich auch ein wahres „Sängerfest?“ Wie nahe lagen die Beziehungen der Beiden!

Nachdem ich denselben Tag noch einige Bekannte getroffen und mit ihnen kleine Ausflüge, vorläufig das üppige Manebacher Thal entlang und die nächsten Pfade und Gelände der Berge hinauf unternommen, schloß ich wohlzufrieden das Heute ab, um das bessere Morgen munter zu erwarten.

II.

Der nächste Morgen begann wieder mit dem lieblichen Heerdengeläute; aber das war noch kaum verstummt, als ein kräftiger Morgenruf von Ilmenauer Sängern erscholl.

Einheimische und Fremde kamen jetzt in Bewegung und eilten schaugierig an die Fenster oder auf die Straße.

Zu den Glücklichen, die ohne Beschwerde im Fenster liegend, den Einzug und feierlichen Empfang der verschiedenen Sängertafeln sehen konnten, zählte auch ich und freute mich dieses Vortheils wirklich sehr.

Auf dem Platze vor dem Rathhaus hatte sich der Festausschuß in Schärpen und mit Fahnen (Schwarz-Roth-Gold obenan) versammelt und empfing die nach kurzen Zwischenpausen einrückenden Gesangsvereine. Diese kamen fast alle zu Wagen, die mit Maien verziert oder von diesen ganz überwölbt waren. Es machte sich wirklich äußerst artig und im besten Sinne volksfestlich, einen so geschmückten Wagen, gezogen von feurigen Pferden und besetzt von munteren Sängern, die den Sängergruß anstimmten, bald von dieser, bald von jener Seite der Stadt hereinfahren und von der Bevölkerung jubelnd begrüßt, auf dem Platze halten zu sehen. Ein langaufwirbelnder Tusch erscholl und verlor sich stets im jubelnden Zu- und Gegenruf der Sänger und Zuschauer. Im Nu waren dann die Sänger von ihren geschmückten Landwagen herunter, wurden vom Festcomité begrüßt und nach manchem Umarmen und Händeschütteln mit ihrer Fahne nach dem Rathhause geleitet. Der Empfang hatte um so mehr etwas Brüderliches, Familienhaftes, als die thüringischen Sänger unter sich und in der Stadt alle bereits bekannt waren und schon mancher gemeinsamen Fahrt beigewohnt hatten.

Nach Verlauf des größten Theils des Morgens waren endlich alle Sängertafeln angekommen, stärkten sich in ihren Freiwohnungen oder in Gasthöfen zu dem nächsten Werk einer Generalprobe, die denn theils in der Kirche,

theils in der Festhalle am südöstlichen Theile der Stadt gehalten wurde.

Daß die Stadt von jetzt an bis nach dem dreitägigen Feste sich selbst nicht mehr ähnlich sah, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Die Bevölkerung hatte sich verdoppelt, Straßen, Plätze, öffentliche Orte waren von Vergnügten, Neugierigen und Genießenden belebt und die nahen und fernen Spaziergänge wimmelten von heiteren und muthwilligen Besuchern.

Drei Hauptmomente des Festes waren es, auf welche sich die Erwartungen am meisten richteten: die religiösen Gesammtvorträge in der Kirche am Morgen des zweiten Tages, dann die vereinigten und einzelnen Vorträge in der Festhalle am Nachmittage und endlich besonders die Sängerfahrt mit Anhang von Tausenden nach der Höhe des Gickelhahns am Morgen des letzten Tages.

Sei es mir erlassen, die Festlichkeiten und Vorträge im Einzelnen hier zu verfolgen. Genüge es anzuführen, daß dreihundert thüringische Sänger sich versammelt hatten, daß diese vereinigt und einzeln ihre Vorträge wacker und muthig ausführten, daß auch dazwischen gute patriotische Reden gehalten wurden und — daß das Fest seinen Zweck erfüllte, frisch an- und aufzuregen, die Gemüther menschlich und vaterländisch einander näher zu bringen, unser Volksleben durch bessern Gesang veredeln und eine Seite unseres

deutschen Wesens kräftigen zu helfen, die ein leuchtender Vorzug ist vor allen Völkern: die des Gesangs, des Idealen!

Nicht leicht kann man sich einen schärfern und erbaulicheren Gegensatz zur grauen Vorzeit denken, als die Scene auf dem weiten Festplatze, wo vor einer Sängerhalle (im eigentlichen Sinne des Wortes, da nur die Sänger unter Dach auf einem Podium standen) Tausende im Freien sitzen, stehen oder auf weichem Grasboden wandeln, während Kunst- und Volkslieder, Choräle und Chöre, Vaterlands- und gesellige Lieder sich frei aufschwingen zu den Wolken, von den grünen Bergeshäuptern verwundert angestaunt und von idyllischen Waldgruppen und Felsen melodisch aufgefangen und sachte wiederholt; — und das Alles: tief in den Forsten Thüringens! ...

Den bleibendsten Eindruck hinterließ mir die Sängerfahrt auf den Gickelhahn am Morgen des dritten Tages; es war ein Sonntagsmorgen, klar und frisch, das in hellen Haufen zuströmende Landvolk drohte den Pilgerzug endlos zu machen.

Ich wollte den Auszug, der auf acht Uhr angesetzt war, nicht abwarten und begab mich schon vor sechs Uhr allein und in einer Stimmung, die gehoben, froh und wehmüthig zugleich war, auf den Weg voraus.

Oft, bevor ich in den Schatten des majestätischen Berges

verschwand, blieb ich auf dem Wege stehen und blickte nach der Stadt zurück, die, in Morgenduft gehüllt, stille da lag und die folgenden Scenen noch kaum zu ahnen schien.

Der Weg nach der Spitze des Gickelhahns ist für Fuhrwerk und Fußgänger gleich gut in Stand gesetzt und man gelangt, mäßig in Bewegung gesetzt, selbst auf einem ziemlichen Umweg vor Ablauf einer Stunde auf den höchsten Punkt des kegelförmigen Berges.

Sonntagsmorgen! Waldesstille! Heller Sonnenschein in den Wipfeln und kühle Schatten um Dich her! Was braucht es mehr zu einer guten, lieben Wanderung im Freien?

Bald, ich meinte gar zu bald, war ich an Ort und Stelle angekommen; ein Jägerhaus, das heute vollauf mit Vorräthen aller Art versehen war, nahm mich gastlich auf, und nach einem kurzen Frühstück suchte ich mir eine Lagerstelle vor dem Hause, um eine Weile noch ungestört den Anblick des herrlichen Waldes zu genießen. Und hier — auf eine Grasstelle hingelagert, die die Morgensonne bereits ausgetrocknet hatte — überraschte mich — leise, wie Bienengesumme beginnend und mälig zu vollen kräftigen Accorden anschwellend, jenes schon erwähnte Heerdengeläute wieder.

Hier, am frühen Morgen, aus geheimnißvollem Waldesdunkel kommend, ohne daß man Heerde und Hirten sah, ja kaum errathen konnte, wo sie eben vorüberzögen, war der

Eindruck des idyllischen Geläutes noch viel wirksamer, als in den Straßen der Stadt. Erst allmälig kamen, langsam wandelnd, Kräuter suchend oder satt aufblickend, die braunen, gefleckten, schwarzen und falben Thiere in der Tiefe zwischen den Bäumen zum Vorschein und zogen gegen Südwesten seitwärts gegen eine jüngere Waldung ab. Offenbar wollte der Hirte sich auch in der Nähe halten, wenn der Festzug die duftige Bergwand durch Hohlweg und Schatten heraufkam. Er hatte auch kaum die rechte Weide- und Lagerstelle aufgefunden, als die Pöller des Thales den Auszug der Sänger und ihres Gefolges ankündeten und in traumhaft verwehten Klängen der Gesang der Ausziehenden bis herauf drang.

Jetzt erhob ich mich von meiner Ruhestelle, um den „Luginsland,“ einen Wartthurm auf der Spitze des Berges, aufzusuchen, von dem aus ich eine unvergleichliche Rundschau in die Ferne hatte und zugleich den Zug aus der Stadt eine Strecke weit verfolgen konnte.

Bald stand ich auf der Zinne des Thurms und genoß erst die große Naturscene in der Runde und dann den Anblick des nicht endenwollenden Zuges, über dem wie über einer frommen Procession große und kleine Fahnen flatterten; je näher der Zug dem Walde kam und in diesem sich herauf bewegte, desto deutlicher wurde die Musik, welche mit dem Gesange wechselte, vernommen, oft von tausend-

stimmigem Jubel übertönt, der in hundertfachem Echo sich verlor ....

III.

Wie mich eine stille Sehnsucht schon am Morgen aus der Stadt geführt hatte, um nicht im Gedränge von Tausenden den Zug nach dem Berge mitzumachen, so wollte ich auch jetzt nicht dabei sein, wenn derselbe vor dem Försterhause ankam und nach buntem, wildem Durcheinander sich zu lagern suchte; ich gedachte lieber noch eine Weile einsam die Waldesstille zu genießen und — einer classischen Stelle meinen Besuch zu machen, bevor sie von lärmenden Schaaren aufgesucht und eigentlich ungenießbar gemacht wurde.

Berühmt und unvergleichlich ist das Goethe'sche Gedicht, das nur aus einer Strophe besteht und mit den Worten beginnt: „Ueber allen Wipfeln ist Ruh'.“ Dieses nicht gesprochene, sondern in poetischer Waldesstimmung gleichsam nur hingehauchte Gedichtchen hat Goethe den 7. September 1783 in einem Jagdhäuschen des Gickelhahn an die bretterne Zimmerwand geschrieben und es hieß, die Handschrift sei noch jetzt zu sehen.

Ich stieg also von meinem Thurme herab und suchte das merkwürdige Gebäude auf, das ich nach einigem Um- und Abwege endlich fand.

Es ist zweistöckig, aus Holz gebaut und hat nur bret-

terne Verschlagwände; eine steile Treppe führt in den obern Theil desselben. Ich erschrak beinahe über die Bescheidenheit des überraschend unansehnlichen Gebäudes, da ich wußte, daß Goethe einst acht Tage mit seinem Bedienten sich hier häuslich niedergelassen hatte. Nahm ich auch an, daß das kleine Gebäude damals neu und einigermaßen bequem möblirt war, so fiel mir doch der gar zu beschränkte Raum und noch mehr die unbegreifliche Vernachlässigung des berühmten Raumes auf, in dem das erwähnte Lied entstanden und an die Wand geschrieben worden. Faule Luft und Schmutz belästigen den Besucher; die runden Wände sind von oben bis unten mit Namen, Inschriften und Zeichnungen wüst bedeckt, kein Stuhl ladet den Wanderer zu beschaulicher Ruhe ein, die Aussicht aus dem kleinen Fenster nach dem Thale zu, welche Goethe einst so sehr entzückte, hat man von Bäumen verwachsen lassen, und — was das Pietätloseste ist: von Goethe's Handschrift, welche das duftige Waldgedichtchen an der Wand verewigte, sind kaum mehr einige Züge zu sehen. Wie leicht wäre die Handschrift schützend unter Glas zu bringen gewesen, um sie vor so unwürdiger Vergänglichkeit und Verwüstung zu schützen, denn der barbarische Sonntagsbesucher und Commis voyageur hat wenig nach jenen Versen und ihrer Erhaltung gefragt und mit seinem Stifte kreuz und quer die Stelle befahren, um seinen

eigenen Namen vor allen anderen zu verewigen. Sicherlich hat Goethe zur Zeit, da er zum letzten Male an der Stelle war, diesen pietätlosen Verfall eines ihm so werthen Raumes nicht gesehen; diesen Verfall mußte erst eine Zeit verschulden, welche, stolz auf den Dichterheros, seinen Namen sonst immer prahlend im Munde führt!*)

Es war am 27. August 1831, einen Tag vor der Feier seines 82. Geburtstages, deren wir bereits erwähnt; Goethe hatte den Berginspector Mahr nach Ilmenau zu sich bitten lassen und diesen gefragt, ob man wohl jetzt bequem zu Wagen auf den Gickelhahn fahren könne, er wünsche das auf diesem Berge befindliche, ihm von früherer Zeit her sehr merkwürdige Jagdhäuschen zu sehen.

Der Berginspector bejahte die Frage und Goethe ersuchte ihn, sein Begleiter dahin werden zu wollen.

Also fuhren wir (erzählte Herr Mahr dem Bibliothekar Preller in Weimar) beim heitersten Wetter auf der Waldstraße über Gabelbach. Unterwegs erfreute sich Goethe an dem beim Chausseebau tief ausgehauenen Metaphyrfels, sowohl wegen seines merkwürdigen Vorkommens mitten im Felssteinporphyr, als wegen des schönen Anblickes von der Straße aus. Weiterhin setzten ihn die nach Anordnung des Oberforstrathes König in den großherzoglichen Waldungen angelegten Alleen und geebneten Wege in ein freudiges

---

*) Ist jetzt abgeholfen.

Erstaunen, indem er sie mit den früher äußerst schlechten Fahrstraßen auf den Wald verglich.

Ganz bequem waren wir so bis auf den höchsten Punkt des Gickelhahns gelangt, als Goethe ausstieg, sich erst an der kostbaren Aussicht auf dem Rondell ergötzte, dann über die herrliche Waldung freute und dabei ausrief: „Ach, hätte doch dieses Schöne mein guter Großherzog Carl August noch einmal sehen können!“ Hierauf fragte er: „Das kleine Waldhaus muß hier in der Nähe sein? Ich kann zu Fuße dahin gehen und die Chaise soll hier so lange warten, bis wir zurückkommen.“ Wirklich schritt er rüstig durch die auf der Kuppe des Berges ziemlich hochstehenden Heidelbeersträuche hindurch, bis zu dem wohlbekannten Jagdhause. Ich erbot mich, Goethe die steile Treppe bis in den oberen Theil zu führen; er aber lehnte es mit jugendlicher Munterkeit ab, ob er gleich Tags darauf seinen 82. Geburtstag feierte. „Glauben Sie ja nicht“ sagte er „daß ich die Treppe nicht steigen könnte; das geht mit mir noch recht sehr gut.“ Beim Eintritt in das obere Zimmer sagte er: „Ich habe in früherer Zeit in dieser Stube mit meinem Bedienten im Sommer acht Tage gewohnt und damals einen kleinen Vers hier an die Wand geschrieben. Wohl möchte ich diesen Vers nochmals sehen und wenn der Tag darunter bemerkt ist, an welchem es geschehen, so haben Sie die Güte, mir solchen aufzuzeichnen.“

Sogleich führte ich ihn an das südliche Fenster der Stube, an welchem links mit Bleistift geschrieben steht:

Ueber allen Gipfeln ist Ruh',
In allen Wipfeln spürest Du
Kaum einen Hauch.
Es schweigen die Vöglein im Walde;
Warte nur, balde
Ruhest Du auch.

Den 7. September 1783.

Goethe.

Goethe überlas diese wenigen Verse und Thränen floßen über seine Wangen. Ganz langsam zog er sein schneeweißes Taschentuch aus seinem dunkelbraunen Tuchrock, trocknete sich die Thränen und sprach in sanftem, wehmüthigem Tone: „Ja warte nur, bald ruhest Du auch!" Er schwieg eine halbe Minute, sah nochmals durch das Fenster in den düstern Fichtenwald und wandte sich darauf zu mir mit den Worten: „Nun wollen wir wieder gehen" ....

Als ich zu dem Sammelplatze der Sänger und des Festpublikums zurückkam, fand ich den größten Theil derselben bereits vor dem Hause in bunten und höchst belebten Gruppen gelagert, während der Zug den Berg herauf noch keineswegs zu Ende war.

Es gewährte einen malerischen Anblick, hier aus einem Hohlweg, dort um ein Gebüsch auf einem Nebenpfade die

endlosen Zuzügler auftauchen zu sehen, indessen sich in dichter Masse, oft von einem Wagen oder Reiter unterbrochen, der Hauptstrom der Festwiese entgegenbewegte oder in deren Nähe bereits, verzweifelnd an einem erwünschten Unterkommen, rechts und links in des Waldes Schutz und Schatten sich zerstreute. Hochrufe, Gesänge einzelner Liedertafeln, hellaufschlagendes Lachen und Schäkern aus den Gruppen sorgten für eine turbulente Beschäftigung der Lüfte, wenn nicht ein aufwirbelnder Tusch der Blechinstrumente allein das Wort ergriff und zu dem wolkenlosen Blau über den Wipfeln sprach.

Da die Vorräthe des Forsthauses, so reichlich sie auch aufgespeichert waren, lange nicht genügen konnten, um Tausende zu speisen und zu tränken, so schlugen bald von allen Seiten an ungefährlichen Stellen des Waldes hohe Reisfeuer auf, um hier einen Kessel zu erhitzen, dort um wohlzugedeckte Töpfe zu lecken oder eine stechend angefachte Kohlenglut machte auf einem improvisirten Heerde Rostbratwürste röcheln, deren duftiger Märtyrertod den Appetit des rohen wie gebildeten Menschen mit unwiderstehlicher Begierde belebt.

Damit aber auch, wenn für den Gaumen gesorgt war, der flüssige Stoff nicht fehle, wo tausend Lippen dürsteten, so kamen auch Wagen hinter dem Zuge her, aus deren Laubendunkel wie süße Früchte, wohlgefüllte Fässer winkten.

Diese wurden in günstige Positionen aufgefahren und als wirksame Feldstücke unter Jubel abgeprotzt, so daß in Kurzem mancher Vorwitzige von einem Streifschuß getroffen, dem Luftdruck nicht mehr widerstand und unter einem Baum in's hohe Gras hinsank.

Nach einer Stunde Rast und Stärkung wurde wieder zum Aufzug geblasen und unter dem Vortritt eines Wagens mit noch unangetasteten Fässern, auf denen Sänger mit Fähnlein saßen, kam die jubelnde Völkerwanderung in Bewegung, um sich für des Tages Dauer weiter oben auf dem freien Platze um den Thurm zu lagern.

Nach einer halben Stunde Weges war der Marsch gethan und der majestätische Wald erbrauste von Leben, Jubel, Gesang und Declamationen.

Mich aber zog der Gegensatz um so mächtiger aus dem energisch-frohen Treiben fort, ich verlor mich sachte aus dem Gewühle und schlug den ersten besten Waldpfad ein, um hinweg in einsame Waldesstille und nach romantischer Irrfahrt bergab in das Manebacher Thal zu gelangen, das mich leicht und liebevoll auf guten Wegen, die hübsch eingerichteten Ruhe- und Badestellen vorbei, nach Ilmenau gelangen ließ.

Die Stadt glich Nachmittags in ihrer Stille einem Bienenstocke, dessen Bewohner schwärmend ausgezogen; erst gegen Abend stiegen theils in zerstreuten Gruppen,

theils in bunter, tosender Masse Einheimische und Fremde wieder vom Gebirge nieder und vollzogen, durch das schöne Thal ankommend, ihre letzte Lagerung vor und in dem Felsenkeller vor der Stadt.

Ball, Feuerwerk und festliches Treiben bunter Art kam an die Reihe und dauerte bis zum Anbruch des nächsten Morgens.

Mit der Abfahrt der Sänger am nächsten Tage verlief sich auch das fremde Festpublikum nach allen Richtungen, und Ilmenau nahm seine bürgerlich-freundliche Gestalt wieder an.

Nun wurde gebadet, mit einigen Bekannten fleißig verkehrt, mancher Ausflug hier- und dorthin ausgeführt und so die Zeit sehr angenehm und zuträglich hingebracht.

Ein Eisenhammer, südöstlich von Ilmenau gelegen, soll Schiller zu dem „Gang zum Eisenhammer" angeregt haben; ihm gegenüber nennt man eine Anhöhe, die eine sehr schöne Ansicht von Ilmenau gewährt, die „Schillerhöhe," weil hier der Dichter während seines Aufenthaltes gern und oft geweilt.

Doch verlautet von Schiller's Aufenthalt in Ilmenau wenig; war es ja seine Art und Weise keineswegs, sich seiner Umgebung durch viele Berührungen bemerkbar zu machen; sein Sinn war meist nach Innen und nach Oben

gerichtet, und seine Mittel erlaubten keine breite sichtbare Berührung mit dem Leben.

Ich blieb nach dem Sängerfeste noch drei Tage in der lieblichen Bergstadt und verließ sie dann mit angenehmen Erinnerungen und dem aufrichtigen Wunsche, sie bald wieder zu sehen. Unter den neuen Bekanntschaften, die ich gemacht, zähle ich noch mit Vergnügen die mit dem talentvollen Sohn des Berginspectors Mahr, der jetzt als Nachfolger des Letztern das Bergwesen leitet, im Manebacher Thale ein reizend gelegenes Haus bewohnt und als vielseitig empfänglicher Mann ein schönes Familienleben genießt. Bei ihm sah ich Goethe's Handschrift in verschiedenen Arten, als Briefe, Notizen, Actenstücke und Unterschriften — alle an den Vater des talentvollen jungen Bergmannes gerichtet.

Auf der Donau heimwärts nach Wien.

Es war gegen Ende August des vorigen Jahres, kurz vor dem berühmt gewordenen Juristentag und Sperlfest in Wien, als ich eines Morgens, von Nürnberg kommend, gegen 10 Uhr den Landungsplatz in Linz passirte und begleitet von Koffern, Kisten, Crinolinen, Kindern, Officieren,

Priestern und Leuten „von's Handelschaft" dem schwanken Brett zueilte, das „außi führte" auf das Verdeck des Dampfschiffes, welches eben in Bereitschaft stand, nach Wien abzufahren. Ungeduldig röchelte und pustete der schwarze Schornstein des Schiffes bereits und Menschen und Waaren beeilten sich, an Ort und Stelle zu kommen; bald auch erreichte auch der letzte Reisemohikan das Verdeck — die Bretter der Brücke wurden eingezogen, wir waren abgeschnitten vom Festlande und der Dampfer arbeitete sich unter den bekannten torkelnden Bewegungen tiefer in das Strombett, um die richtige Fahrlinie zu erreichen. Diese war denn auch alsbald erreicht; — hierauf ein freudiges Gepfloder des Schiffsschornsteins — und in rascher, leichter Bewegung ging es stromabwärts — — Wien entgegen, meiner zweiten Heimat, nach welcher die Sehnsucht meines Herzens längst schon suchte.

Wie stets bei schönem Wetter, hatte die Abfahrt des Dampfers eine große Anzahl Menschen am Ufer versammelt, welche das Vergnügen des Nachsehens haben wollten, während wir, dicht gedrängt an der Brüstung des Verdeckes stehend, das bevölkerte Ufer und das liebliche Linz mit Zubehör betrachteten. Ich war leider zu spät in der Nacht in Linz angekommen und hatte bis tief in den Morgen hinein mit dem Bruder des Todes, dem Schlaf, verkehrt, um von der heiteren Donaustadt mehr als den Landungsplatz zu

sehen; allein ich fuhr doch nicht von dannen, ohne eine kurze, aber um so angenehmere Freude zu erleben; ich hatte seit 1848 das Glück nicht genossen, in zwei besonders theure Freundesaugen zu sehen und dieses Glück wurde mir nach 14 Jahren an diesem Morgen zu Theil. Ich sah und sprach den wackern Erzähler, Maler, Schulrath und Menschen Adalbert Stifter eine Stunde und fand ihn frisch und munter, wie sich's auch erwarten ließ. Mit Vergnügen hörte ich, daß seine Feder seit längerer Zeit wieder fleißig gewesen und daß wir nächstens einen dreibändigen historischen Roman, die Geschichte der „Rosenberger" in Böhmen, zu erwarten haben...

Wie männiglich bekannt, sind die Ufer von Linz abwärts eine längere Strecke hin flach und bieten nur dann und wann in der Ferne einen interessanten Höhenpunkt mit Schloß, Ruine oder Kirche; von Mauthhausen an bis Grein verschwinden besonders linker Hand fast alle Erhöhungen und Zierden für das Auge und gleichförmige flache Ufer mit Auen langweilen jegliche Betrachtung. Diese Strecke ist also ganz geeignet, mit Julius Hammer zu erinnern: „Schau in Dich und schau um Dich!" — in deiner nächsten Umgebung nämlich. Weil aber das Erstere bei Vielen eine zu geringe Ausbeute verspricht, so wenden sich auch die Meisten lieber zur Umschau in der nächsten Nähe und für diese bietet die Welt im Kleinen auf dem Schiffe

Stoff genug. In der That ist es von nicht geringem Interesse zu entdecken, welche Sorten von Menschen das Schiff zufällig zusammen gefangen und gleich einer schwimmenden Colonie eine Strecke mit sich führt.

Noch unentschlossen, welcher Mahnung ich folgen solle: „Schau in Dich" oder „schau um Dich" — wurde ich unerwartet durch eine Frage für die letztere bestimmt.

Ein alter, noch straffer und gesprächiger Herr, den ich nach der Aussprache des Deutschen für einen Holländer hielt, hatte bereits eine fleißige Prüfung der Schiffsgesellschaft unternommen und bemerkte jetzt halbleise zu mir:

„Ich bin erstaunt, mein Herr. Wir sind doch jetzt auf österreichischem Boden und ich bemerke noch gar nichts von Nationalitäten. Sprache, Benehmen, im Ganzen auch die Tracht — das Alles ist hier deutsch!"

„Es stünde auch übel genug" erwiderte ich „wenn die leidige Nationalitätenfrage sich schon hier bemerkbar machen würde. Auf einem deutschen Strome, zwischen zwei grundmäßig deutschen Ufern, auf einem Schiffe, das den Namen eines deutschen Erzherzogs führt und stromabwärts gerade von Reisenden „aus dem Reiche" zahlreich besetzt wird, kann doch wohl nichts anderes als deutsches Leben zum Vorschein kommen?"

„Ich hätte dies nicht erwartet" sagte der alte Herr: „denn was ich seit einigen Jahren in öffentlichen Blättern

gelesen, hat meine Phantasie mit lauter fremdartigen Vorstellungen erfüllt."

„Dann haben Sie eben das Schicksal von halb Europa getheilt" bemerkte ich. „Den Glauben an einen babylonischen Sprachwirrwarr in Oesterreich zu verbreiten, war politische Losung der Feinde dieses Staates, wie so manche andere Losung. Es wird noch manche Reise nach Oesterreich, manche persönliche Ueberzeugung bei Ausländern bedürfen, bis die Entstellungen alle auf das Maß der Wahrheit zurückgeführt werden."

„Aber die Verschiedenheiten der Nationalitäten ist doch Thatsache" fuhr der Fremde fort „sie muß also nach und nach zum Vorschein kommen — und wo dürfte das der Fall sein, mein Herr?"

„Sie werden diese Verschiedenheit nach und nach merken" erwiderte ich; „aber die schroffen Uebergänge vom Deutschen zum Magyaren und Slaven werden Sie noch lange suchen müssen. Sie fahren jetzt bereits mit manchem Magyaren und Slaven ohne es zu merken; wüßten Sie die Physiognomien und die Betonung der deutschen Aussprache genauer zu unterscheiden, so würden Sie z. B. in jenem Herrn dort mit dem weißen Hut und den starken Backenknochen einen germanisirten Czechen erkennen, ich wenigstens habe ihn an der schärferen Accentuirung einzelner Sylben erkannt. Jene junge Dame dort

mit dem ungarischen Hütchen ist ganz gewiß eine Slovakin, ihre Mutter neben mir, ich wette, eine Deutsche."

„Woher haben Sie diese seltene Unterscheidungsgabe?"

„Sie ist jedem gebornen Oesterreicher aus der nothwendigen Berührung mit den verschiedenen Nationalitäten eigen. Der Magyare, der Czeche, der Pole, der Slovake, der Rumäne und Italiener mag das Deutsche noch so gut sprechen, er wird in der Accentuirung seine Nationalität nicht verleugnen können. Erst bei den Kindern der germanisirten Abkömmlinge anderer Nationalitäten verschwinden alle fremdartigen Anklänge ganz."

„Es würde mich sehr interessiren, wenn ich an Ihrer Seite ganz unscheinbar eine Revue der Reisegesellschaft des Schiffes vornehmen könnte, um zu erfahren, wie Sie die Abstammung aus der Accentuirung erkennen, diese Beobachtung wäre mir neu."

Ich wollte dem alten Herrn meine Bereitwilligkeit zu dieser Revue eben zu erkennen geben, als er plötzlich eine Bewegung machte, welche Angst und Ueberraschung ausdrückte. Ich forschte nach der Ursache dieser Bewegung und fand sie in der Erscheinung eines hochgewachsenen, hageren Geistlichen, der in Gedanken und strengen Angesichts eben herangetreten war und sich in der Nähe mit seinem Breviere niederließ.

„Was macht Sie so betroffen, mein Herr?“ fragte ich lächelnd und die Ursache wohl errathend.

„Kommen Sie weiter“ sagte er und zog mich an dem Arme fort „es fällt mit jetzt erst auf, daß sich auch mehrere Geistliche auf dem Schiffe befinden.“

„Ist Ihnen dieser Anblick so ungewohnt?“ fragte ich, immer heiterer werdend Angesichts der seltsamen Scheu vor dem Priester.

„O nein“ sagte er. „In Belgien habe ich den Anblick von Priestern wohl gewöhnen müssen — aber hier — bei den bekannten Beziehungen zu Rom und zu dem . . .“

„Sagen Sie's nur heraus — zum Concordate — haben Sie einen besonderen Respect vor näherer Berührung mit österreichischen Priestern.“

„Ja, ich will es nicht leugnen; und glauben Sie denn nicht daß . . .“

„Wie man in Oesterreich selbst über den Geist und die bedenklichsten Punkte dieses Vertrages mit Rom denkt, haben Sie, sollte ich meinen, aus den Verhandlungen des Reichsrathes, aus einzelnen Aeußerungen der Minister und aus den Artikeln freisinniger Blätter hinlänglich erfahren; wir können also den Betheiligten das Schicksal des Concordates getrost überlassen. Ihre Furcht vor der Nähe eines österreichischen Priesters aber scheint mir abermals eine Folge arg übertriebener Vorstellungen zu sein. Denn

Sie machen das österreichische Priesterthum verantwortlich für die Ueberschreitungen einzelner Priester, den Geist der Kirche für die heftigen Schritte einzelner Kirchen. Wie Sie an der österreichischen Gränze das babylonische Treiben der Nationalitäten erwarteten, so besorgten Sie nach den ersten Erlebnissen in Oesterreich schon Bekehrungsversuche, sahen im Geiste unbeerdigte Leichname als Opfer auflodernden Confessionshasses liegen. Blicken Sie dorthin. Dort steht ein junger Geistlicher ohne Brevier. Sehen Sie das kindliche, heitere Gesicht an. Daß er mit einem Herrn und einer Dame so munter sich unterhält, muß Ihnen allein schon als Gegensatz zu dem alten strengen Priester hier auffallen."

„Ganz gewiß . . ."

„Nun denn, da haben Sie schon zwei ganz entgegengesetzte Richtungen in der Kirche selbst. Die eine, versöhnlich und harmonirend mit dem Leben und der Bildung unserer Zeit — die andere schroff sich von den Bedingungen der Zeit abwendend und auf grelle Beherrschung der Köpfe und Herzen bedacht. Aber auch von der letzteren werden Sie auf Ihrer Reise nicht belästigt werden; die moralischen Eroberungen dieser Richtung werden weder auf Dampfschiffen, noch in Eisenbahn- und Postwagen betrieben . . ."

Das angeregte Capitel sollte eben ausführlicher behandelt werden, als uns die unmuthigen Rufe eines

Herrn, der im Schatten der Leinwanddecke auf einer Bank saß, aufmerksam machten. Wir entdeckten bald, daß der Reisende ein Preuße und hartgesottener Grande aus der Ukermark sei. Den rothgebundenen Bädecker in der Hand, lärmte er zornig über die flachen Ufer der Donau, die es keineswegs verdienten, daß man sich einen Tag lang auf das Verdeck setze und langweile! Man suchte ihm Geduld beizubringen, die Fortsetzung der Fahrt würde die jetzige Entbehrung mehr als vergüten, er müsse ja aus seinem Bädecker erfahren haben, daß es einiger Nachsicht bedürfe, bis die romantischen Ufer beginnen — umsonst! Das Gepolter dauerte fort und der patriotische Refrain, der bald zum Vorschein kam, lautete dahin: die Ebenen Brandenburgs seien wenigstens größer und die Gleichstellung der romantischen Donau mit dem romantischen Rhein sei eine österreichische Erfindung!

„Das ist curios" sagte der freundliche Holländer jetzt zu mir, indem er mich seitwärts führte „mehr als curios; der Herr war mein Reisegefährte in Ischl, Hallein und Salzburg — dort ging er den ganzen Tag stille neben uns her, sah halb erstaunt und halb verdrossen die herrlichen Berge und Thäler an, kein froher Laut kam über seine Lippen — und hier, wo er eine Weile reizlose Flächen sehen muß, die er von Haus aus gewohnt ist — hier raisonnirt er wie besessen!"

„Haben Sie den Schlüssel des Räthsels nicht gefunden in den Worten: österreichische Erfindung?" sagte ich. „Dem Manne ist einfach wohl, daß er irgend Was in Oesterreich tadeln kann. Wir wollen ihn beobachten da wo die Ufer der Donau wieder bergig und pittoresk werden — ich wollte wetten — dort wird aus dem Herrn wieder ein stiller Mann werden, jeden frohen Ausruf über das schöne österreichische Ufer wird er schweigend hinunterschlucken! Es geht hier eben wie mit den politischen Urtheilen an der Spree. Es soll, kann und darf nichts Gutes von der Donau kommen!"

Einige heitere Intermezzo's hatten bis jetzt die Mißverständnisse über die Namen der Orte gebildet, welche man näher oder ferner am Ufer entdeckte. Mit demselben Bädecker in der Hand beehrte hier eine Gruppe ein Städtchen mit dreierlei Namen zugleich, dort wurde ein Schloß mit einem Wallfahrtsorte verwechselt und der Zank löste sich häufig in schallendes Gelächter auf, wenn die Autorität des Capitäns unwiderleglich bewies, daß die streitenden Parteien sammt und sonders Unrecht hatten, da die bezeichneten Orte längst hinter ihrem Rücken lagen. Wahre Irrfahrten von Vermuthungen veranlaßte gegen Pantaleon und das Erla-Kloster hin, wo sich das rechte Ufer wieder erhebt, besonders der Umstand, daß bei den vielen Windungen der Donau dieselben Berge und Orte bald auf dem

rechten, bald auf dem linken Ufer zu liegen schienen. So trug der Grande aus der Ukermark die Ruine Achleiten wie ein zweiter St. Christoph drei Male auf dem Rücken seiner Behauptung von einem Ufer auf das andere, bis er sie dort stehen lassen mußte, wo sie wirklich steht, auf dem rechten Ufer. Dies genirte ihn aber nicht, als Bädecker=sche Autorität ersten Ranges, bei einigen Damen sich zu behaupten, bis ihm ein Umstand plötzlich alle Waffen des Wortes entwand und ihn für eine Weile förmlich mundtodt machte. Die junge Dame, welche ich dem Holländer als eine Slovakin bezeichnete, hatte bis jetzt bisweilen eine Frage an den allwissenden Granden gerichtet und fragte Angesichts des Schlosses Nieder=Wallsee wieder: welchen Ort sie da vor Augen habe? Allsogleich hatte der Gefragte seinen gedruckten Führer zur Hand, fuhr mit dem Finger unter den Aufklärung gebenden Zeilen hin — blieb aber plötzlich, wie mit der Stirne an eine Mauerecke rennend, betäubt stehen und verfiel in eine längere stille Erstarrung.

„Wie heißt das Schloß, ich bitte" sagte endlich die Dame zu mir, da ihr von anderer Seite keine Antwort gegeben wurde.

„Das ist Nieder=Wallsee, Fräulein" sagte ich „historisch dadurch merkwürdig, daß es unter Maria Theresia dem Feldmarschall Daun gehörte."

„Daun?" sagte die Dame, nicht gleich im Reinen mit

der Rolle dieses österreichischen Fabius Cunctator und Gegners Friedrich's des Großen.

„Ja — Daun — dem Sieger bei Collin über Friedrich II. von Preußen“ erwiderte ich mit einem lächelnden Blick auf St. Ukermark. „Dieser Sieg hatte die Stiftung des höchsten militärischen Ordens in Oesterreich, des Maria Theresia-Ordens, zur Folge.“

Durch die Blätter des Bädecker ging jetzt ein lebhaftes Rauschen, da der Ukermärker Schloß Wallsee, Daun, Collin und die Möglichkeit einer Besiegung Friedrich's des Großen, als der preußischen Geschichte unwürdig, mit der Behendigkeit einiger neueren Historiker überschlug — um auf ein anderes Capitel zu kommen.

Diese Schwäche, einer historischen Thatsache nicht ruhig und offen in's Gesicht sehen zu können, machte die Damen sichtlich stutzen und sie hatte zur Folge, daß die Hegemonie in der Unterhaltung der Damen von einem Preußen ganz naturgemäß auf den nächstbesten Oesterreicher überging, der (in der Ermangelung eines Andern) vor der Hand ich selbst war. Das bescheidene System, welches ich nun befolgte, war, daß ich die Souvernität jeder einzelnen Persönlichkeit schonte und von den Machtmitteln der meinigen freiwillig so viel abgab, als dem ganzen Deutschland nöthig und nützlich war. So reichte ich den Damen meine Donaukarte, die schneller und sicherer orientirte als ein Handbuch,

und erlaubte mir, aus dem Gedächtnisse oder mit Hilfe eines Buches die Bundesreform der Unterhaltung so gut es ging durchzusetzen.

Die nächsten Vorlagen der Donauufer für unsere Bundesunterhaltung waren voll angenehmer Abwechslung. Von Wallsee abwärts erscheint zunächst in den hohen Waldbergen des rechten Ufers die Kirche von St. Ottilia und sodann am Fuße des Hengstenberges Ardacker. Am linken Ufer erscheint der Thurm des alten Schlosses Clam. Dieses Schloß ist noch jetzt bewohnt und enthält sehenswerthe Ueberreste aus dem Mittelalter. Einst war Clam der Sitz der Herren von Machland und der Mittelpunkt einer wirklich und wahrhaftigen Markgrafschaft, jetzt gehört dasselbe der gräflichen Linie Clam-Martinitz. Die Erwähnung dieses reichsräthlichen Namens brachte das Brevier des in der Nähe sitzenden Priesters um einige froh-aufmerksame Blicke, die jetzt auf unsere Bundesgruppe fielen.

„Unweit von Clam (-Martinitz) befindet sich das ehemalige Kloster Baumgartenberg“ fuhr ich fort „es ist jetzt eine wiederhergestellte Jesuitenresidenz.“

Das Brevier verdankte dieser Bemerkung die vorige Aufmerksamkeit wieder und den Holländer riß es plötzlich wie einen Brückenpfeiler von unserer Seite, ohne daß wir unsere Ruhe stören ließen.

Von nun an fuhr das Schiff immer tiefer in einen von

Granit- und Gneisfelsen gebildeten Engpaß hinein und man nähert sich der interessantesten Partie der ganzen Fahrt. Bei einer Wendung überraschte Grein mit dem hochgelegenen Schlosse Greinburg. Hier lassen sich gewöhnlich Lustreisende landen und durchstreifen einige Tage lang die reizende und abwechslungsvolle Gegend. Um wenigstens Einiges bei rascher Vorüberfahrt über den Ort zum Besten zu geben, las ich aus meinem Handbuch folgende Stelle zu geneigter weiterer Erwägung vor:

„Grein ist ein reinliches, gepflastertes Städtchen in sehr malerischer Lage auf dem felsigen linken Ufer der Donau. Das Schloß Greinburg ist eines der größten im Lande, Eigenthum des Herzogs von Coburg (der hier und in Tirol bereits zwei kleindeutsche Positionen besitzt. Anmerkung des Vorlesers). Der Hof ist ringsum mit dreifachen Arkaden von 27 Bogen, auf Granitsäulen ruhend, umgeben, unter denen über 150 Hirschgeweihe aufgehangen sind; der Hauptsaal ist von imposanter Größe, 41 Schritte lang, 32 Schritte breit; herrliche Aussicht in die Ferne — trotz der brennenden Frage, Oesterreichs" fügte ich hinzu.

„Welcher Frage?" sagte die Slovakin, deren politisches Interesse ich schon einigemal gewahrt hatte.

„Der ungarischen Frage, denn wir sind dem Wirbel nahe" sagte ich lächelnd.

„Ja, das ist eine ecklige, wirbliche Frage" fiel der

wieder vom Tode erstandene Ukermärker ein, da er sich eine wunde Stelle Oesterreichs auf die Wundmale seiner Collin-schen Erinnerung legen konnte.

„Sie nehmen diese Lebensfrage Oesterreichs so leicht, daß Sie dieselbe scherzend erwähnen?“ sagte die Ungarin, respective Slovakin etwas befremdet.

„Leicht, mein Fräulein? Keineswegs. Aber ich halte einen ehrenvollen und nützlichen Ausgleich mit Ungarn für möglich, wenn Zeit und Ueberlegung noch eine Weile beruhigend wirken.“

„Sie sehen zu harmlos in die Zukunft“ sagte die Dame.

„Mag sein — aber blicken Sie da hinaus, mein Fräulein“ fuhr ich fort. „Wie schäumt und tobt es zwischen zwei engen Ufern, ohne dem wohlgesteuerten Schiffe zu schaden. Im Gegentheile kommt das Schiff viel flotter vorwärts als an Stellen, wo die Wogen sich träge wälzen! Freilich zerscheiterten hier Ufer und Riff vor Zeiten manches Schiff, aber feste Uferbauten und Regulirungen durch den Staat haben die gefährlich brausende Stelle in eine nützlich-lebendige umgestaltet. Ist das, was Oesterreich eben anbahnt, etwas anderes als ein fester constitutioneller Uferbau für den großen Gesammtstrom des öffentlichen Lebens im Kaiserstaate? Bleibe Ungarn ein feuriger Wirbel in diesem Strom, aber ohne tückische und unsichtbare Riffe,

es wird das Schiff des öffentlichen Wohls nur, wie hier die Donaustelle, rascher vorwärts treiben helfen!"

„Ach, mein Herr, Sie kennen Ungarn nicht. Lebten Sie dort, Sie würden sehen, wie schroff der Widerspruch gegen die Absichten in Wien noch überall aufstarrt!"

„Geduld, Mühe und Zeit vermögen Vieles. Maria Theresia hat 30 Jahre an den Felsen dieses Donauthals sprengen lassen und nicht viel mehr erreicht, als daß weniger Schiffe zu Grunde gingen; aber man hat später fortgefahren, Zeit und Geld an die lohnenden Bauten zu verwenden, und siehe da! endlich gleiten wir sicher über die tückischen Stellen hinweg."

„Ich wünschte auch — und Hunderttausende in Ungarn wünschen es mit mir — daß eine Verständigung mit Wien sich erfüllen möge; allein wie soll das möglich werden, wenn man, wie Sie, Ungarn mit dieser gefährlichen Stelle der Donau vergleicht und ungarische Gesetze und Rechte wie gefährliche Riffe zu sprengen sucht? Dieses Bild ist nur im Munde eines starren Centralisten möglich!"

„Fräulein!" sagte ich „dieser Ausdruck beweist Ihnen gleich, daß nicht ungarische Gesetze allein, sondern sehr vage Phrasen die Riffe der ungarischen Frage bilden. Centralist! Haben Sie je eine ernsthafte Prüfung des Begriffes Centralisation unternommen? Haben Sie die starren eisernen Klammern der Centralisation in Frankreich und die losen

sammtenen Bande derselben in Oesterreich verglichen? Centralisation in Oesterreich! im constitutionellen Oesterreich! Centralisation mit gesetzgebenden Landtagen! Centralisation mit der bescheidenen Forderung, die wirklich gemeinsamen großen Fragen des Gesammtstaats in einem gemeinsamen Reichsrathe zu besprechen! Hat nicht Baron Eötvös vor drei Jahren das, was die kaiserliche Regierung durch die Verfassung gewährt, fast wörtlich als Mittel der Verständigung vorgeschlagen? Warum wird das jetzt mit dem Banne fluchwürdiger Centralisation belegt?"

„Die kaiserliche Regierung hat den rechten Augenblick versäumt; als sie ihre Gabe brachte, waren die Forderungen andere geworden."

Der geneigte Leser wird sich wundern, wenn ich in meiner Unterhaltung mit der Ungarin wie am Schluß eines Feuilletons dieser das letzte und nicht unwichtige Wort hier lasse; allein zwischen dieses letzte Wort der Dame und meine nächste wohlbedachte Aeußerung fiel ein so hirn-, nerven- und herzerschütterndes Ereigniß, daß uns Allen, die das Unglück hatten, Ohr- und Augenzeugen des Ereignisses zu sein, für eine Weile Hören und Sehen verging.

Ein Kellner des Schiffes, ein schlank aufgeschossener, wohlfrisirter, gleich-gleich-herrgewandter Bursche von etwa zwanzig Jahren, hatte sich eine thurmhohe Säule frisch-

gereinigter Teller auf den linken Arm schichten lassen, um sie, mit der Serviette eine Gasse durch das Publikum fuchtelnd, zur Benützung nach der Cajüte zu tragen; da fiel es einem losen Kobold ein, ihm unversehens ein kleines Hinderniß gegen die Stiefelspitze zu sperren, ihn zum Straucheln zu bringen und so — zwar nicht ihn selbst — aber doch an zwanzig Teller zum fürchterlichsten Falle zu bringen. Eine feinorganisirte Dame flüchtete ihre Nerven sofort in die Arme einer Ohnmacht, andere schrieen auf, als wären sie selbst als Porzellan-Geschirre in Trümmer gegangen und wir übrigen Sterblichen von etwas mehr Stärke und Fassung starrten schweigend auf das weite Schlachtfeld voll Scherben hin.

„Was ist der Mensch?" sagte ich endlich zu der Ungarin gewendet, die von der melodischen Teller-Begleitung ihrer letzten Worte wenig erbaut vor sich hinsah — „was ist der Mensch? . . . Ein Teller in den Händen des Schicksals — um eines Tages gleichfalls so in Scherben dazuliegen."

Diese traurig-pathetischen Worte sollten das Fräulein nebenher vom Felde politischer Unterhaltung wegscheuchen, hatten aber gerade den entgegengesetzten Erfolg. Wie eine Erholung von dem Schrecken dünkte es ihr, den Faden der Unterhaltung wieder aufnehmen zu können und wie der Wind von rechts nach links umspringend, sagte sie plötzlich wieder:

„Sie antworten nicht auf meine Bemerkung?"

„Was ist der Mensch?" wiederholte ich, eine kleine Harthörigkeit fingirend, um das Politisiren los zu werden.

Aber die Slovakin war Ungarin genug, um ihren Rechtsstandpunkt „verfassungstreu" festzuhalten und so begann sie denn ungenirt von Neuem:

„Uebrigens ist an dem Schwanken der öffentlichen Meinung in Ungarn das geringe Vertrauen schuld, welches die österreichische Regierung dem Lande entgegenbringt; vertraute man in Wien der Treue Ungarns etwas mehr, so würde sich Vieles rascher und besser machen."

„Fräulein" — erwiderte ich, aus der Noth eine Tugend machend — „Fräulein, es gibt Menschen, die im Augenblicke, wo sie aufrichtig gerührt von ihrer Anhänglichkeit an eine Person sind, gleichwohl auf dem Wege sich befinden, das Gegentheil von Treue zu thun. Ungarn nennt sich treu und fordert Vertrauen und zur selben Zeit verräth wenigstens eine große Partei im Lande mehr Vertrauen zum Auslande, das luftige Vorspiegelungen bietet, als zu Oesterreich, das durch viele wesentliche Gaben zeigt, daß es nahrhaftes Brod und Fleisch gewähren will. Oesterreich hat Vertrauen gezeigt, als es die ungarische Verfassung wieder herstellte, als es das frühere Programm des Baron Eötvös in die Reichsverfassung aufnahm; dieses Entgegenkommen hatte Schritt für Schritt das Zurückweichen Un-

garns zur Folge. Vertrauen ist wohl recht, aber das Vertrauen muß gegenseitig sein; von der kaiserlichen Regierung verlangen, daß sie immer wie Stoffel dem ausweichenden Irrlicht nachlaufe und in einem Sumpfe das Opfer einseitigen Vertrauens werde, das hieße doch mit ihr Possens treiben wollen!"

„Man muß in politische Dinge nicht zu viel Moral bringen. Jede Regierung, jedes Volk ist egoistisch, auch das ungarische —"

„O, ganz herrlich, mein Fräulein ..... wenn Sie das deutsche Volk, das allein stets rücksichtsvoll ist, wenn Sie die österreichische Regierung, die allein stets Vertrauen haben soll, der moralischen Rücksichten einmal entbinden, dann gehört ihnen beiden ja die Welt! ... Allein so meinen Sie's im Interesse Ungarns gewiß nicht und ich wäre wohl neugierig zu erfahren, was Sie hinter der Bresche, die Sie in die politische Moral geschossen, eigentlich für einen Gedanken festhielten?"

„Nun, ich will ihn nicht verhehlen diesen Gedanken. Unter den Vortheilen, welche Ungarn erwartet, wäre etwa auch der in erster Reihe ..."

„Nun?"

„Die Centralregierung Oesterreichs sollte nach Pest verlegt werden!"

„Nach Pest verlegt werden ..... Ei, ei! .... Wie

gemüthlich sich auch im loyalsten Herzen ein gefährlicher Gedanke festsetzen kann! ... O, ich glaube wohl, daß Pest und Ungarn sich's mit großem Behagen gefallen lassen würden; allein die Verlegung des Schwerpunktes von Wien nach Pest wäre ein Absägen der historischen Wurzeln des Stammbaumes und der Macht des Kaiserstaates selbst, ein Emporjagen der heftigsten Eifersucht, ja der Empörung aller andern Nationalitäten, besonders der deutschen, auf welcher, man mag sagen was man will, der quaderne Unterbau des Gesammtstaates ruht und ruhen muß. Unwillig mag man den Schwerpunkt des Staates in Wien erblicken, aber unmöglich ist er an jeder andern Stelle der Monarchie! Loyaler, mein Fräulein, ist Ihr Vorschlag zur Verlegung des Schwerpunktes nach Pest, weil Sie wenigstens die Monarchie beisammen lassen wollen, allein er ist um nichts weniger gefährlich, als der Vorschlag Kossuth's, der Wien und die deutschen Provinzen über Bord werfend, um Pest und Ungarn die nachbarlichen Provinzen der Türkei gruppiren möchte. Als ich diesen Gedanken früher in Blättern und Brochüren las, lächelte ich über ihn; indem ich ihn naiv und harmlos über Ihre Lippen kommen höre — rührt er mich fast! Spielen Sie nicht wie ein Kind mit den ungeheuerlichsten Dingen? Sie sehen hier wieder eine gefährliche Klippe des Strudels, den wir im Augenblicke auf der Donau und in der unga-

rischen Frage befahren. Die Schwierigkeit der Fahrbarmachung der ungarischen Frage beruht für Oesterreich weniger auf der Sprengung guter ungarischer Gesetze, als auf der Beseitigung der unsichtbaren Schwierigkeiten, welche die ungarische Phantasie stündlich in unheimlicher Tiefe erzeugt oder — erzeugen könnte!"

„Es ist wahr, das feurige Blut Ungarns ist zu phantastischen Sprüngen stark geneigt; allein wundert Sie das in einem Augenblicke, wo in Ermanglung eines beruhigten Zustandes in Ungarn die Phantasie freien Spielraum hat? Ist nicht Alles in Frage gestellt, was Ungarn lieb und werth ist und was sein historisches Recht ausmacht?"

„Mein Fräulein, Sie übertreiben schon wieder. Nichts ist in Frage gestellt, was Ungarn wirklich zum Wohle gereichen kann; das Einzige, was die Regierung wünscht und erreichen will, ist, die ungarische Verfassung des Kaiserstaates in ein Verhältniß zu bringen, welches dem Gesammtstaate nützen, Ungarn aber nicht beeinträchtigen soll."

„Das heißen Sie nicht beeinträchtigen, wenn man uns die ungarischen Fundamentalrechte, die volle Selbstständigkeit des Königreiches verkürzen, die Berathung der wichtigsten Landesangelegenheiten vom Pester Landtage in den Reichsrath nach Wien verlegen will?"

„Diese Angelegenheiten (Armee, Finanzen, Auswärtiges, Zoll und Handel) sind ja gemeinsame, nicht

speciell ungarische! Die Stimme Ungarns wird sogar in Wien viel volltönender klingen, als isolirt im Ständesaale in Pest!"

„Mag sein, ich glaube es selbst — aber hier nachgeben, selbst in vernünftigen Dingen, führt auf eine schiefe Ebene. Ungarn ist ein Königreich für sich. Seine Rechte und Gesetze —"

„Sind Vereinbarungen „von Fall zu Fall" mit der Regierung und nicht schon mit der Schöpfung auf die Welt gekommen. Warum gerade jetzt Vereinbarungen ablehnen, welche zeitgemäß und Ungarn gewiß eben so ersprießlich sein würden als dem Gesammtstaat selbst? ... Doch genug, mein Fräulein; sehen Sie hin — dort muß eben der Vordertheil des Schiffes von den Passagieren geräumt werden, damit der Steuermann freie Aussicht auf den Schiffsschnabel hat und die Matrosen unbeirrt arbeiten können. Ueberlassen auch wir die Aussicht auf den Schiffsschnabel der ungarischen Frage den deutschen und ungarischen Steuermännern, die es redlich meinen und arbeiten wir unbeirrt als patriotische Matrosen auf Entgegenkommen, auf Versöhnung hin — denn beim Himmel, der Deutsche, welcher stets geneigt ist, Recht und Billigkeit walten zu lassen, ist auch hier bereit, mit dem Ungar, dem er stets zugethan war, sich im Gesammtstaat nach Billigkeit abzufinden! ..."

Diese politische Excursion hatte uns nicht gehindert,

den bei Grein beginnenden pittoresken, mitunter hochromantischen Ufern der Donau unsere Aufmerksamkeit zu widmen und von jetzt an unterbrach, soviel ich merken konnte, keinerlei Zwischenfall, keine Erörterung religiöser oder politischer Fragen mehr die andächtige Betrachtung der Reisenden. Selbst der Ukermärker war Angesichts der grandiosen, zu beiden Seiten bald näher, bald ferner aufragenden Felsen und bewaldeten Berghänge stille geworden und stellte sich, um nicht loben zu dürfen, menschenscheu an eine äußerste Stelle des vorderen Schiffstheiles!

Bei St. Nicolai nimmt das Ufer einen heiteren Charakter und die Donau ihren ruhigen Lauf wieder an. Man gelangt zur alten Warte Sarblingstein an der Mündung des gleichnamigen Flusses; nicht weit davon befinden sich rechter Hand die Steinbrüche von Freienstein. Weiterhin links mündet die Isper, an der Carl der Große den letzten Agilolfinger, Herzog Thassilo von Baiern auf's Haupt schlug. Bei Donaudorf wendet sich die Donau südöstlich, mit dem Markte Persenbeug am linken Ufer und auf einem in den Strom hineinragenden Felsen das gleichnamige Schloß, einst Lieblingsaufenthalt des Kaisers Franz. Diesem schräg gegenüber liegt am rechten Ufer das Städtchen Ybbs, in dessen Nähe die „böse Beuge" für die Schiffer sich befindet. Es folgen nun ziemlich rasch Kaiserstein mit den Trümmern der 1809 von den Franzosen eingeäscherten

Cistercienser-Abtei Gottesthal, ferner Markt Marbach, die 1300 Fuß hoch gelegene Wallfahrtskirche Maria-Taferl, das Städtchen Groß-Pöchlarn, der angebliche Wohnsitz des Markgrafen Rüdiger, bekannt aus dem Nibelungenliede; gegenüber Klein-Pöchlarn und hierauf der Flecken Weiteneck mit einer doppelthürmigen Kirche auf steilem Felsen.

Einen Ruf der höchsten Bewunderung stieß die Reisegesellschaft beim Anblick der berühmten Benedictiner-Abtei Mölk aus. Man glaubt auf schöner luftiger Höhe ein prachtvolles Königsschloß zu sehen. Man hörte einigemale den Namen des Abtes und Reichsrathes Eder mit Achtung nennen, auch die Abtei als Sitz der Wissenschaft, reichhaltiger Bibliothek, Gemälde- und Münzsammlungen rühmen — daneben aber auch eine lose Finanzzunge von — Confiscationen reden! Dem Ukermärker war nämlich diese geistreiche Bemerkung vorbehalten, wahrscheinlich dachte der Attentäter mit dem Vermögen der Abtei Mölk die Schwierigkeit der preußischen Militärform für ein — zwei Jahre zu heben.

Von Mölk abwärts durchströmt die Donau das enge einsame Wachauthal, dessen Naturschönheiten an zahlreiche Sagen und geschichtliche Thatsachen erinnern. Andächtig stellte sich die Reisegesellschaft bald rechts, bald links in Reih und Glied, um die wichtigsten Stellen, groteske Felsen, Ruinen und Ortschaften zu betrachten; das Nachschlagen in

Reisebüchern war dem Einzelnen lästig, ganze Gruppen waren froh, wenn Einer für Alle das Wort ergriff und in kurzen Notizen historische Thatsachen, Sagen und Ortsmerkwürdigkeiten markirte; ersparte doch das Auge dadurch Zeit für einen seltenen Naturgenuß und der mangelhafte Bericht konnte später leicht noch ergänzt werden.

Für den Zweck unserer Skizze reicht es hin, nur einige der wichtigsten Punkte dieser romantischen Fahrt zu berühren. Da erreichten wir zunächst das am rechten Ufer liegende Schloß Schönbühel, in dessen Nähe mächtige Granitblöcke aufragen und wo die Donau eine starke Strömung zeigt. Unterhalb Aggsbach erhebt die ehemals so gefürchtete Raubritterburg Aggstein ihre dräuenden Mauern und es gehörte zum guten Ton der grauen Vorzeit, neben ein so verrufenes Räubernest auch etwas von höllischen Heimsuchungen in Erinnerung zu bringen, weßhalb sich bald darauf beim Flecken Schwallenbach die sogenannte „Teufelsmauer" findet. Was wir aus der Entfernung nicht sehen konnten, was aber aus unserem Reisehandbuch ersichtlich wurde, waren nachher die sechs Hasen aus Thon, die auf dem Dache der alten Kirche St. Michael lagern und von der classischen Erinnerung eines so hoch liegenden Schnees leben, daß Lampe's Urugroßeltern über das Dach der Kirche nur so weglaufen konnten. Compactere historische Sagen und Thatsachen hat etwas weiter stromabwärts die

berühmte Veste Dürrenstein aufzuweisen. Die Schweden eroberten diese Burg im Jahre 1645 und zerstörten sie; in den Jahren 1192 und 93 soll Richard Löwenherz hier gefangen gehalten worden sein. Auf der Ebene unterhalb des Städtchens Dürrenstein wurden am 11. November 1805 die Franzosen unter Mortier von Kutusow geschlagen. Das Schloß des Städtchens, ein ehemaliges Chorherrenstift und die Kirche präsentiren sich sehr vortheilhaft. „In den Ueberresten des 1769 aufgehobenen Clarissinnenklosters ist jetzt ein Gasthaus" erwähnte unser Reisehandbuch als Merkwürdigkeit. Einen in seiner Art besonders imposanten Anblick bildet erst wieder die auf einem 700 Fuß hohen Berggipfel stehende und weithin sichtbare große Benedictiner-Abtei Göttweih, 1072 gegründet. Das 1719 aufgeführte Stiftsgebäude bildet ein die ganze Bergfläche einnehmendes Viereck. Das Portal und die große Treppe sollen prachtvoll sein; eine werthvolle Bibliothek, ein physikalisches Cabinet, eine Münz-, Alterthümer-, Naturalien- und Kupferstichsammlung sollen eine Zierde der Abtei bilden.

„Nun, mein Herr" sagte ich jetzt mit einigem patriotischen Selbstgefühl zu dem abseits stehenden stillen Ukermärker: „Nun, was sagen Sie zu dieser romantischen Donaupartie?"

„Mmm" erwiderte er, die Backenzähne wider einander reibend. „Weniger Cultur als am Rhein. Raubritterburgen,

Kirchen, Klöster, selten ein Stück Fruchtland oder Weinberg."

„Aber du mein Gott, muß denn jeder Gegend, die schön sein soll, gleich der Brodsack um den Hals hängen? Ist es denn nicht sogar der Abwechslung halber anziehend, die Natur einmal in ihrer struppigen Gestalt zu bewundern, statt sie von Menschenhänden in künstliche Toiletten gesteckt und wie französische Gartenanlagen frisirt zu sehen?"

„Wie gerathen Sie auch an ihn?" sagte der freundliche Holländer, mich bei Seite ziehend. „Sie wissen ja, daß er Ihrer Heimat kein Loblied singen will. Ich aber sage Ihnen, daß Oesterreich hier etwas Superfeines besitzt, das sich noch seinen großen Namen erwerben wird."

„Und Sie, mein Fräulein?" sagte ich zu der Ungarin gewendet, welche mit sichtlichem Behagen Bild um Bild der schönen Ufer betrachtet hatte. „Was sagen Sie zu dieser Strecke unserer Fahrt?"

„Sehr schön; das Schönste, das ich noch gesehen."

„Und wissen Sie auch genau, was Sie Alles gesehen?"

„Genau? Wie soll ich das? Für den Augenblick genügten die gegebenen Notizen."

„Sehen Sie, mein Fräulein — es wird eine Zeit kommen, wo die großen gemeinsamen Angelegenheiten Oesterreichs dies- und jenseits der Leitha eben so ruhig und imponirend neben einander aufgestellt sein werden, wie

diese Berge und Felsen; und dazwischen wird auf den versöhnten Wogen der Nationalitäten das Schifflein gesammtreichsräthlicher Debatte lustig auf- und niederfahren zur Erbauung und zum Nutzen beider Uferbewohner!"

„Ihr merkwürdiges, fast kindliches Vertrauen" sagte die Dame „fängt an mich beinahe anzuheimeln. Es wird in unseren Tagen so viel in Argwohn, Zwietracht, Unglauben und Schwarzseherei gemacht, daß es wirklich zum Bedürfniß wird, einmal auch ein Wort des unverwüstlichen Vertrauens in die Zukunft zu hören."

„Und ich versichere Sie: Wenn unser Vertrauen nur erst recht allgemein verbreitet und fest sein wird, wie diese Berge, dann wird es auch nicht lange dauern, bis wir das heilige Göttweih glücklicher Zukunft von der Spitze unseres felsenfesten Vertrauens blicken sehen!"

„Es würde mir schwer — nicht Amen zu sagen!" schloß die Dame und ich enthielt mich absichtlich von jetzt an alles Verkehrs mit derselben, um diese guten Worte nicht durch andere verdrängen zu lassen .... Fühlte mein Geist und Herz doch bereits eine starke Neigung, sich mit dem Ziele meiner Reise — mit Wien — meiner zweiten, lange nicht gesehenen, schwer entbehrten Heimat ungestört zu beschäftigen ....

Von Krems abwärts werden die beiden Ufer der Donau, insbesondere das linke, wieder flach und der Strom zweigt

sich in zahlreiche Arme ab, zwischen denen größere und kleinere Inseln oder Auen liegen. Bemerkbar machen sich zunächst am rechten Ufer die graue Burgruine Hollenburg und dahinter die Wallfahrtskirche Wetterkreuz. Nach andert-halbstündiger Fahrt erreicht man die rechter Hand liegende uralte Donaustadt Tulln, mit der merkwürdigen, unter Kaiser Heinrich II. erbauten Dreikönigscapelle (jetzt Magazin). Auf der die Stadt umgebenden Ebene sammelte sich 1683 das Heer, welches unter Sobiesky Wien von den Türken befreite. Weiterhin folgt die Ritterburg Greifenstein auf einer bis an die Donau vortretenden Höhe des Wiener Waldes. Die Gegend wird nun immer anmuthiger; in der Ferne tritt bereits der Kahlenberg hervor, hinter dem das rasche und üppige Leben der Kaiserstadt pulsirt. Kaum daß der erwartungsvollen Seele noch Ruhe und Muße bleibt, dem schöngelegenen Klosterneuburg mit seinem berühmten Augustiner-Chorherrenstift und der imposanten Pionniercaserne einige Betrachtung zu widmen; — das Auge und Herz eilen von Position zu Position voraus, der Kundige sagt sich nur noch flüchtig: — dort kommt der vielgenannte Bisamberg — dann folgt das Dörflein Weidling, dann nach kurzer Fahrt, am Leopoldsberg vorüber, das Kahlenbergerdörfel — etwas weiter hin Nußdorf und dann — Wien — welches das befreundete Auge ungeduldig sucht, wie ein Mutterauge das Angesicht eines Kindes,

um zu sehen ob es wohl sei, gedeihe, den Ernst des Lebens weder zu strenge, noch zu leicht auffasse!...

Und da fuhren wir endlich, von dem großen Dampfschiff auf ein kleineres gebracht, den Donauarm herein. Wehmüthig vermißte das Auge diesmal das erste erhabene Wahrzeichen Wien's: die Spitze des Stephansthurmes; aber eine seltene Ueberraschung bot dafür ein neuer fertiger Stadttheil mit himmelanstrebenden Häusern und davor ganz artigen Parkanlagen. Bietet die Leopoldstadt linker Hand bis zur Ferdinandsbrücke weder Neues, noch Bemerkenswerthes, so gewährt doch der Franz-Josephs-Quai dem nach langer Abwesenheit Wiederkehrenden eine anziehende neue Scenerie, die offenbar noch um Vieles gewinnen wird, wenn man das Treumanntheater weiter zurück verlegt....

Sieben Uhr war es geworden, als das Dampfschiff die Landungsstelle erreichte und der zahlreichen Reisegesellschaft erlaubte, den festen Boden Wien's zu betreten und sich nach Belieben in den Strom seines vollen, schwellenden Lebens zu verlieren. Der Holländer, die Ungarin, der Ukermärker — wo waren sie auf einmal hin, da uns der Wirbel und Strudel beim ersten Schritte erfaßte und in Comfortables, Fiaker und Omnibusse warf? .. Verblaßt und fast vergessen war das idyllische Leben der Nußschale Dampfschiff: trieben, rangen wir doch jetzt mit den Wogen unserer Kaiserstadt....

Viele Tage habe ich seitdem mein liebes Wien nach allen Richtungen besehen und will den Eindruck, ehe ich ihn des Weiteren schildere, mit den wenigen Worten bezeichnen: daß Wien sich auf dem Wege zu außerordentlicher Kraft und Blüthe befindet. Trotz der noch mangelhaften Ausführung der Stadterweiterung und Verschönerung durch Anlagen ist Wien doch ein wahres Bild des Lebens! Dem Staate Frieden, im Frieden ungestörte, constitutionelle Entwickelung und das Schoßkind Oesterreichs, Wien, hat in zehn Jahren eine Kraft und Schönheit erreicht, die man, von London und Paris abgesehen, auf dem Continente vergebens suchen wird!

Inhalt.

	Seite
Uhland heimgegangen	1
Erinnerungen an Ludwig Uhland	5
Das Volksthümliche in Schiller's Dramen	59
Schiller, ein Mann und Vorbild	98
Eckermann's Bühnenbearbeitung des II. Theils von Goethe's Faust	116
Fahrten:	
Eine Wanderung durch den Schwarzwald	132
Aus Südwest-Franken	180
Ein deutscher Dichtersitz. (Erinnerung an Wieland.)	212
Im Thüringerwalde	237
Auf der Donau heimwärts	262

Inhalt

	Seite
Uhland Lebensgemälde	1
Erinnerungen an Ludwig Uhland	5
Das Volksthümliche in Schiller's Dramen	39
Schiller, ein Führer und Vorbild	80
Eckermann's Bühnenbearbeitung des II. Theils von Goethe's Faust	115
Reisen	
Eine Wanderung durch den Schwarzwald	182
Aus Elsaß-Lothringen	199
Ein deutscher Dichtersitz. (Erinnerung an Wieland.)	210
Im Thüringerwalde	237
Auf der Donau abwärts &c.	262